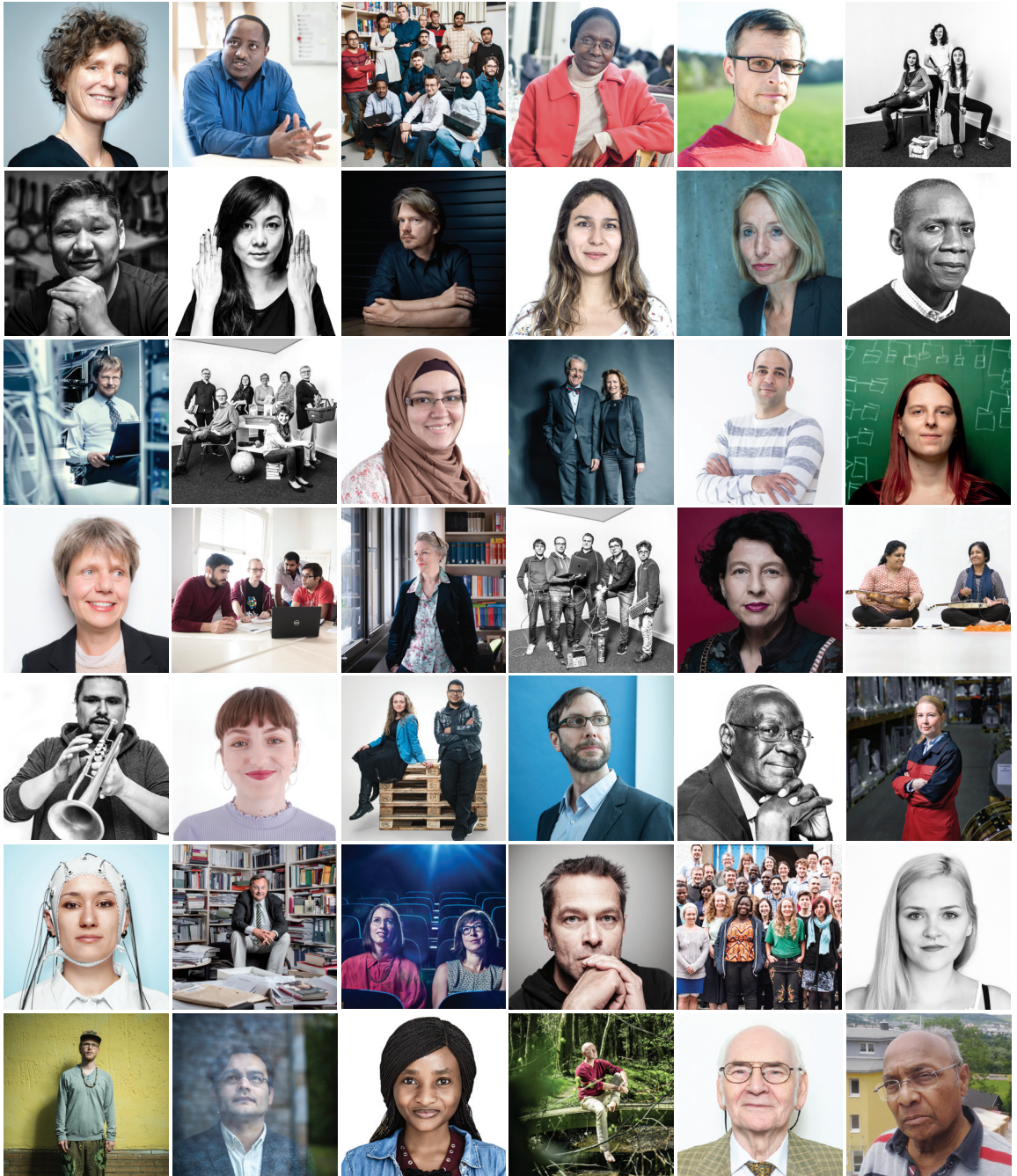


SOMMERSEMESTER 2019

DIE RELATION

Journal der Universität Hildesheim



Perspektiven auf Diversität



Kinder haben einen sehr klaren, aber intuitiven Blick auf Literatur und trauen sich, ihre Lesebedürfnisse zu formulieren. Dazu gehören auch Erwartungen, die in der Forschung nicht so hoch angesehen sind, wie »Trost«, »Ablenkung« und »In der erzählten Welt versinken«, sagt Annette Pehnt. Die Professorin für Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus entwickelt an der Universität Hildesheim Konferenzen für und mit Kindern, unterstützt von der Robert Bosch Stiftung. Kinder und Jugendliche zwischen 10 und 18 Jahren erarbeiten in Texten mit Farben und Wörtern, Requisiten und Bildschirmen und anderen künstlerischen Formen ihre Sicht auf die Welt. „Wir bringen Theorie unter, kindgemäß formuliert:

Wie entstehen denn diese Welten überhaupt in euren Köpfen? Und wir ermächtigen sie zur Gestaltung: Ihr könnt Welten entwerfen. Eure Erzählungen werden gehört“, sagt Annette Pehnt. Sie will Kinder zum aktiven Lesen und Schreiben ermutigen.

Die Kinder reden mit Autorinnen und Autoren, Buchhändlerinnen und Buchhändlern, erzählen und hören fantastische Geschichten, die Hildesheimer Literaturstudierende verfassen. Etwa Heidi Doesel, sie studiert Theater und Literatur und spezialisiert sich auf Kinderliteratur: „Wir denken über Wirklichkeiten nach und wie man diese erschaffen kann. Für uns alle ist der Austausch eine bereichernde Erfahrung.“

ISA LANGE

Drachen, Magier, dunkle Mächte – oder Schule, Eltern, erste Liebe? Wie sieht die Welt aus, von der Kinder lesen wollen?
Heidi Doesel (links), während der fantastischen Konferenz mit Autorinnen, Kindern und Studierenden im Burgtheater.



Titel:

„Die Humanität erreichte mehr, wenn sie, statt die Gleichheit zu loben, zum Respekt vor dem Wunder der Vielfalt riete.“

Hans Kasper, Schriftsteller (1916-1990)

TITELTHEMA // PERSPEKTIVEN AUF DIVERSITÄT

Kommentar Seite 04 // **Aufeinandertreffen von Biografien**

Gespräch mit Viola Georgi Seite 06 // Kommunikative Bedarfe einer diversen Gesellschaft Seite 13 // **Vielfalt des Denkens**

Interview mit Rolf Elberfeld über ein DFG-Forschungsprojekt

Seite 14 // **Fülle musikalischer Ausdrucksformen** Der

menschliche Geist als unendlich kreativ Handelnder Seite 20

// **Sport** Gespräch mit Vera Volkmann Seite 24 // Untertitel

Seite 30 // **Biodiversität** Wir verlieren Arten Seite 36 // What

is Diversity? Seite 44 // **Migrationspolitik** Wie gestalten

wir das Zusammenleben? Seite 50 // **Sprachen** Seite 54 //

Kulturpolitik Wer geht ins Theater? Seite 62 //

FORSCHUNG, LEHRE, STUDIUM // News

Seite 68 // Jugendliche auf Reisen Seite 69 //

Ein Wunder, dass wir uns verstehen können

Seite 70 // Warentransport Seite 76 // Lesen im

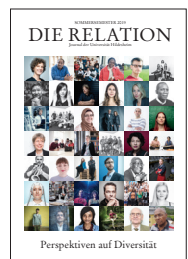
digitalen Raum Seite 78 // **Eine Diktatur und ihr**

Nachleben Seite 80 // **Zitate/Daten/Fakten** Seite

82 // **Archiv** Massenhafte Bildanalyse Seite 83 //

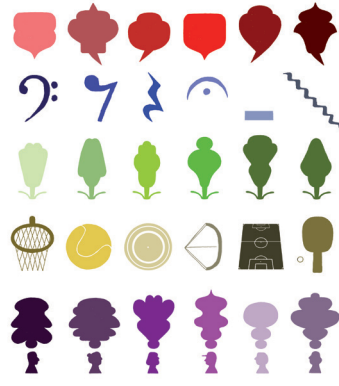
CAMPUS UND STADT // 3 Fragen – 3 Antworten

Seite 84 // Hintergrundprozesse Bibliothek Seite 86



AUF DEM COVER

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler erläutern in diesem Heft ihre Sicht auf Diversität. Das Titelbild weist auf einen Teil der Fachgebiete hin, deren Forschung an der Universität Hildesheim vorangetrieben wird. Mit Diversität befassen wir uns in allen Ausgaben des Universitätsjournals.



Perspektiven auf Diversität

In der gesellschaftspolitischen Debatte um den angemessenen Umgang mit Diversität hat Wissenschaft die Aufgabe, relevante Fragen aufzugreifen. Ihre Erkenntnisse sollen in den öffentlichen Diskurs fließen.

Von Yasemin Karakaşoğlu

Illustration: Kerstin Hille

Mit »Diversity« wird sowohl die Vielfalt der Mitglieder einer Hochschule beschrieben wie auch der hochschulpolitische Umgang mit ebener Vielfalt. In jüngster Zeit erfährt »Diversity« in diesem zweifachen Sinne zunehmend Aufmerksamkeit in Maßnahmen und Programmen der Hochschulentwicklung. Darauf verweist unter anderem die Tatsache, dass aktuell 45 Hochschulen mit dem Diversity-Audit des Stifterverbandes daran arbeiten, sich diversitätssensibel aufzustellen. Mit Diversity-Management an Hochschulen verbinden sich so unterschiedliche Zielsetzungen wie die Herstellung von mehr Chancengerechtigkeit durch eine strukturelle (Stichwort: *mainstreaming*) Berücksichtigung unterschiedlicher individueller Voraussetzungen und Bedarfe in allen Angeboten der Hochschule, als auch die Steigerung der Attraktivität einer Hochschule im internationalen Wettbewerb um »die besten Köpfe« durch ein Diversity-Marketing.

Während zielgruppenspezifische Maßnahmen (im Sinne des Empowerments) einerseits einen Beitrag zur Unterstützung benachteiligter Gruppen leisten sollen, ist es das mittelfristige Ziel von Diversity-Mainstreaming eben diese Gruppenzuweisungen obsolet zu machen, die Institution selbst auf ihre Diversitätsfähigkeit zu hinterfragen. Ein Diversity-Management, das der Komplexität und Selbstreflexivität von Universitäten gerecht werden will, und sich nicht auf das Verfolgen einer neuen Marketingstrategie reduzieren lässt im Sinne eines

euphemistisch ausgerufenen »Celebrating Diversity«, sollte sich auf theoretische und empirische Bezüge aus den Postcolonial Studies, den Cultural Studies, den Queer Studies und auch den Disability Studies besinnen. Sie alle setzen sich kritisch mit den grenzziehenden binären Strukturierungen der Gesellschaft entlang der Kategorien von Zugehörigkeit und Anerkennung auseinander und identifizieren dabei die Dichotomien als Ausdruck von gesellschaftlich hergestellten und strukturell verankerten (nicht natürlichen) Differenz- und Machtverhältnissen. Hier eröffnet sich für die Stiftung Universität Hildesheim ein weites Feld wissenschaftlicher Betätigung und authentischer Fundierung des eigenen Diversity-Ansatzes. Analog zu Gender-Studien in der Tradition des interaktionistischen Konstruktivismus können hochschulbezogene Diversity-Studies untersuchen, wie Unterscheidungen entlang von Diversity-Kategorien und auch in ihrer Überschneidung (*intersection*) an Hochschulen hergestellt und aufrecht erhalten werden. In der dekonstruktivistischen Tradition stellen sie auf eine diskurstheoretische Perspektive ab, mit der symbolische Ordnungen und die damit verbundenen Machtasymmetrien aufgedeckt werden können.



Yasemin
Karakaşoğlu

Bezogen auf die Institution Hochschule sind ferner die organisationale und die inhaltlich-wissenschaftliche Dimension von Diversity zu unterscheiden. In organisationaler Hinsicht geht es – in einer gewissen Spannung zu dem oben erwähnten Konstruktionscharakter von Differenzdimensionen – um die Re-

Titelthema: Perspektiven auf Diversität

Die Universität Hildesheim hat Diversität – neben Bildung, Kultur und Digitalisierung – in ihrer Entwicklungsplanung »Minerva 2025« als Leitthema festgelegt. Auf unsere Fragen nach Entstehung, Bedeutung, Erhalt, Gefährdung und Grenzen von Diversität gibt dieses Heft erste Antworten, im Schwerpunkt geht es um Diversität in folgenden Bereichen:

Erziehungswissenschaft. Seite 6

Wie leben wir zusammen? Interview über Diversität, Teilhabe und Integration in Migrationsgesellschaften.

Barrierefreie Kommunikation. Seite 13

Die Forschungsstelle Leichte Sprache befasst sich mit den kommunikativen Bedarfen einer diversen Gesellschaft und verständlicher Verwaltungssprache.

Philosophie. Seite 14

Ein Gespräch über die Vielfalt der Denktraditionen.

Musikethnologie. Seite 20

Interview über die Fülle musikalischer Ausdrucksformen, den Zweck von Archiven und den Erhalt und die Digitalisierung von Weltkulturerbe.

Sportwissenschaft. Seite 24

Miteinander Sport treiben: Im Spiel verfolgt man ein gemeinsames Ziel, dem alle entgegen eifern.

Medienübersetzen. Seite 30

Wie werden Filme für unterschiedliche Zuschauer angemessen aufbereitet?

Vegetationsökologie. Seite 36

Wir verlieren Arten – und zwar rasant. Ein Gespräch über Biodiversität.

What is diversity? Seite 44

Answers from Kairo, Istanbul, Nairobi, Maiduguri and Chennai.

Migrationspolitik. Seite 50

Wie wollen wir das Zusammenleben in der Migrationsgesellschaft gestalten?

Entwicklungspsychologie und Sprachwissenschaft. Seite 54

Wie erlernen wir mehrere Sprachen?

Sprachenforum. Seite 60

Hoş geldin! Hejnan, hur är det?

Kulturmanagement. Seite 62

DFG-Studie: Wer besucht Theater, Museen und Konzerthäuser? Kultureinrichtungen sollten die Stadtgesellschaft in ihrer Gesamtheit widerspiegeln.

präsentanz von unterschiedlichen Diversitätsdimensionen zuzuordnenden Personen in allen Statusgruppen der Universität. In inhaltlich-wissenschaftlicher Perspektive geht es um die Befragung der Wissenschaftsdisziplinen auf ihre Berücksichtigung von Diversity als theoretischer, empirischer und methodologischer Dimension von Forschung und Lehre.

Damit Diversity-Management funktionieren kann, bedarf es zeitlicher Freiräume, sozialer und methodischer Kompetenzen bei den Beteiligten, organisationaler Voraussetzungen wie zentraler und dezentraler Einheiten sowie hierarchieübergreifender Diskurszusammenhänge und einer entsprechenden Beteiligungskultur. In den quasi demokratischen Strukturen der Universität, Diversity-Strategien zu entwickeln und zu verabschieden, ist es eine Herausforderung, die eine mittel- und langfristige Perspektive benötigt. Sie in komplexen Verhandlungspraxen der Institution Hochschule zudem in Vermittlungs- und Aneignungsprozesse zu überführen, die nicht nur eine entsprechend diversitätssensible Haltung sondern auch ein entsprechendes Handeln bewirken, ist eine weitere große Herausforderung, die eine Langzeitperspektive erfordert. Ein weiterer Schritt

ist es dann, die Effekte dieser Prozesse für eine diversitätsgerechte Hochschulpraxis einer empirischen Überprüfung und damit kritischen Analyse zu unterziehen, das heißt also an der Wissensproduktion über den Vollzug der Praxis anzusetzen.

In der gesellschaftspolitischen Debatte um den angemessenen Umgang mit Diversität hat Wissenschaft nicht nur die Aufgabe, relevante Fragen aufzugreifen, sondern ihre Erkenntnisse auch als Beitrag zur kritischen Reflexion und Weiterentwicklung einer diversitätssensiblen Praxis in den öffentlichen Diskurs einzuspeisen. Nicht zuletzt aufgrund ihrer besonderen Stärken in den Bildungs- und Kulturwissenschaften, ihres explizit diversitätsorientierten Leitbildes und des alle Fächer verbindenden Profils der Bildungsintegration kann die Universität Hildesheim eine hervorgehobene Rolle in der bundesdeutschen Hochschullandschaft spielen, da sie damit über die besten Voraussetzungen verfügt, organisationale, wissenschaftliche und praktische Dimensionen von Diversity authentisch zusammenzuführen.

Prof. Dr. Yasemin Karakaşoğlu, Erziehungswissenschaftlerin an der Universität Bremen, seit 2011 ist sie Mitglied des Stiftungsrats der Stiftung Universität Hildesheim.



Viola Georgi befasst sich mit historisch-politischer Bildung in der Migrationsgesellschaft, Demokratiepädagogik sowie Schul- und Unterrichtsentwicklung.

Am Zentrum für Bildungsintegration der Universität Hildesheim werden Fragen zu Diversität, Teilhabe, Integration und Demokratie in Migrationsgesellschaften erforscht. Prof. Dr. Viola Georgi leitet das Zentrum, forscht und lehrt seit 2012 als Professorin für Diversity Education. Die Erziehungswissenschaftlerin wurde 2019 vom Bundeskabinett in die »Fachkommission Integrationsfähigkeit« berufen. Dort erarbeitet sie Empfehlungen für Bund, Länder, Kommunen und Zivilgesellschaft, insbesondere für den Bereich der Bildungsintegration. Den ersten Bericht legt die Kommission 2020 vor. Viola Georgi geht im Gespräch auf Fragen zu Integration in unserer Einwanderungsgesellschaft ein und erklärt, woran das Zentrum konkret forscht und wie der Transfer zwischen Wissenschaft und Praxis stattfinden kann.

Von Arpana Berndt (Interview) und Daniel Kunzfeld (Foto)

Im Aufeinandertreffen von unterschiedlichen Biografien liegt ein großes Lernpotenzial

Frau Professorin Georgi, welche Möglichkeiten, Integrationspolitik mitzugestalten, erhalten Sie als Mitglied der »Fachkommission Integrationsfähigkeit« der Bundesregierung?

Es geht darum, einen Bericht zur aktuellen Verfasstheit unserer Gesellschaft im Hinblick auf Integration zu schreiben. Damit entsteht die Möglichkeit, ein paar Leitplanken zum Selbstverständnis einer deutschen Einwanderungsgesellschaft zu formulieren und relevante Forschung in diesem Feld systematisch zu bündeln und in Handlungsempfehlungen umzuwandeln. Dieser Bericht wird dann der Öffentlichkeit und dem Bundestag vorgelegt. Dieser entscheidet entlang politischer Programmatik, was von den Empfehlungen umgesetzt werden soll und was nicht.

Was erhoffen Sie sich als Teil der Fachkommission Integrationsfähigkeit verändern zu können? Was sind Ihre Ziele?

Ich gehe mit meinem Erfahrungswissen, mit meiner akademischen Expertise und mit meinen international vergleichenden Perspektiven in die Diskussion mit den anderen Mitgliedern der Fachkommission der Bundesregierung. Ich lasse mich auf den Prozess ein und freue mich darauf, über die eigenen Fachgrenzen hinaus mit Kolleginnen und Kollegen zusammenzuarbeiten und Integration neu zu denken.

Welchen Einfluss kann die Wissenschaft auf die Politik nehmen?

Ich bin seit 2017 im Sachverständigenrat Deutscher Stiftungen für Integration und Migration. Dabei geht es auch um Politikberatung, der Ansatz ist ähnlich. Es geht darum, unabhängige Expertise bereitzustellen. Wir erstellen Jahresgutachten zu ausgewählten Themen im Feld. Wissenschaft kann – und das gilt besonders für den Themenkomplex Migration – zur Versachlichung beitragen. Wissenschaft kann zum Beispiel dazu beitragen, bestimmten Mythen der Migration entgegenzuwirken. Versachlichung ist für die oft erhitzten Debatten rund um das Thema Zuwanderung sehr wichtig, damit politische Entscheidungen auf solider empirischer Grundlage und mit kühlem Kopf getroffen werden können. Auf diese Weise kann Wissenschaft Politik informieren. Umgekehrt hat aber auch Politik Einfluss auf Wissenschaft. Denn Wissenschaft ist immer in gesellschaftliche Diskurse eingebettet. Das gilt es zu reflektieren. Zum Beispiel hat der Begriff »Migrationshintergrund« in der Wissenschaft eine steile Karriere gemacht. Ursprünglich handelte es sich um eine vom Statistischen Bundesamt eingeführte Kategorie, die unterdessen Eingang in zahlreiche Forschungsarbeiten gefunden hat. In den letzten Jahren diskutieren wir intensiv, ob und wann es Sinn macht, in der Forschung zwischen Menschen mit und ohne Migrationshintergrund zu unterscheiden. Denn was sagt der Migrationshintergrund eigentlich aus? Einen Migrationshintergrund kann der Sohn aus einer türkischen Familie haben, die im Zuge der Arbeitsmigration in den 60er Jahren nach Deutschland gekommen ist, die Enkelin einer vietnamesischen Vertragsarbeiterin aus der ehemaligen DDR oder der 2015 aus Syrien geflüchtete Junge oder die bilingual aufwachsende Tochter einer deutschen Mutter und eines schwedischen Vaters. Geografische Herkunft, Motivationen zur Migration, Lebenserfahrungen und Bildungsstand unterscheiden sich. Die Kategorie »Migrationshintergrund« fasst eine Gruppe zusammen, die nicht homogen ist. Migrantinnen und Migranten sind eine sehr heterogene Gruppe. Wenn der Migrationshintergrund in der Forschung operationalisiert wird, trägt dies dazu bei, Unterschiede zu konstruieren und entlang dieser Kategorie zu zementieren. Damit werden die Menschen – im Sinne von »Othering« – erst zu Anderen gemacht. Ich nehme mich da nicht raus: Ich habe zum Beispiel über Lehrerinnen und Lehrer mit Migrationshintergrund geforscht. Es ist wichtig, dass wir unsere Forschungskategorien und deren Wirkung reflektieren.

Wie weit geht denn der sogenannte »Migrationshintergrund« zurück?

Das Statistische Bundesamt hat festgelegt, dass

alle nach 1949 nach Deutschland Zugewanderten, sowie in Deutschland geborenen Ausländer und alle in Deutschland als Deutsche Geborenen mit zumindest einem zugewanderten oder als Ausländer in Deutschland geborenen Elternteil, einen Migrationshintergrund haben. Wie lange man diesen quasi an die nächste Generationen »vererbt« ist eine spannende Frage für die Forschung, etwa wenn es darum geht, Daten zu bestimmten Gleichstellungsfragen zu ermitteln. Die empirische Forschung zu Bildungsungleichheit ist hier ein gutes Beispiel. Es ist ein Dilemma: Wenn wir die Kategorie nicht aufrufen, können wir nicht sehen, ob Menschen, die gewandert sind oder aus gewanderten Familien kommen, eine Benachteiligung erfahren oder nicht. Aber gleichzeitig ist es für die Menschen, deren Familienbiografie zwar durch Migration geprägt ist, die aber selbst in Deutschland geboren und aufgewachsen sind, problematisch, weiterhin als die Anderen – als die mit dem Hintergrund – adressiert zu werden. Schließlich sind sie deutsche Staatsbürger.

Was versteht die Kommission unter Integration?
Was verstehen Sie darunter?

Integration kann als Prozess, als Funktion oder als Ziel verstanden werden. Der Integrationsbegriff ist dann mit jeweils spezifischen Gesellschaftsbildern verknüpft, die unterschiedliche Antworten auf die Fragen – »Wer soll integriert werden?« und »Wohin soll integriert werden?« – geben. Ich sehe Integration nicht als Einbahnstraße, sondern als multidirektionalen und ergebnisoffenen Aushandlungsprozess zwischen allen Mitgliedern der Gesellschaft. Es geht um chancengleiche Teilhabe an allen zentralen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens, etwa Bildung und Arbeit. Wichtig ist anzuerkennen, dass es die Integration in ein gesellschaftliches Ganzes nicht geben kann, da Menschen immer nur in gesellschaftliche Teilbereiche integriert sein können. Politik muss aber die strukturellen Voraussetzungen für die Integration in diese verschiedenen Teilbereiche – zum Beispiel ein inklusives Bildungssystem – schaffen. Dazu kann auch die interkulturelle Öffnung von Verwaltung gehören oder die interkulturelle Ausgestaltung von Schule. Das heißt, die Gesellschaft muss Integrationsangebote machen, ihre Strukturen und Routinen so verändern, dass mehr Partizipation möglich wird.

Welche Rolle spielt das Zentrum für Bildungsintegration für die Zivilgesellschaft? Sollen Fragen aus der Zivilgesellschaft aufgenommen werden? Wie sieht dann der Dialog aus?

Zunächst einmal ist das Zentrum für Bildungsinte-

gration ein Forschungszentrum. Unterschiedliche Forschungsbereiche – das ist durchaus interdisziplinär zu denken – bündeln sich an der Universität Hildesheim unter dem Themenkomplex Migration, Diversity und Bildung. Wir arbeiten unter anderem in den Themenfeldern Mehrsprachigkeit, Migrationspolitik, kulturelle Bildung und Diversität, transkulturelle Musikbildung, Bildungsmedien und Diversität und forschen zu Bildungsungleichheit. Wir verstehen uns als ein Zentrum, das sich explizit dem Transfer widmen möchte. Wir möchten die Themen, die wir erforschen, in die Praxis begleiten. Das gelingt nur, wenn wir mit unterschiedlichen Akteuren aus der Zivilgesellschaft aber auch politischen und kulturellen Institutionen zusammenarbeiten. Zum Beispiel tun wir dies mit der Sinti-Gemeinde in Hildesheim in Reaktion auf eine alarmierende Studie zur mangelnden Bildungsteilnahme von Sinti in Niedersachsen. Wir haben gemeinsam mit der Sinti-Gemeinde hier in Hildesheim ein mehrjähriges Projekt aufgelegt, das vor allem junge Sinti-Frauen fördern soll, stärker an Bildung teilzuhaben. Ein weiteres Beispiel ist der Schulwettbewerb fair@school, den wir nun schon zum dritten Mal in Folge mit der Antidiskriminierungsstelle des Bundes und dem Cornelsen Verlag ausrichten. Es können sich Schulen aller Schulformen bewerben, die Konzepte im Umgang mit Diversity und Diskriminierung erarbeitet haben. Wir schauen uns in der Begleitforschung sehr genau

an, was die Schulen unter welchen Rahmenbedingungen entwickelt haben, fragen, was das eine Projekt so erfolgreich macht und ob es auf andere Schulen übertragbar ist oder ob es sich nur um eine Insellösung ohne

Transferpotenzial handelt. Ein weiteres Beispiel ist das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderte Verbundforschungsprojekt »Geschichten in Bewegung«, in dem wir geschichtskulturellen Wandel in der deutschen Migrationsgesellschaft erforschen. Wir führen hierfür Interviews mit Akteuren in zivilgesellschaftlichen Initiativen, Schulen, Museen, Gedenkstätten und Verlagen durch. Auf der Grundlage der Forschungsergebnisse möchten wir mit den Praxisakteuren innovative Konzepte historisch-politischer Bildung entwickeln, evaluieren und implementieren. 2015 haben wir im Auftrag der Integrationsbeauftragten des Bundes für Integration, Migration und Flüchtlinge eine Studie zum Thema Integration und Migration in Schulbüchern durchgeführt. Gemeinsam mit dem Georg Eckert Leibniz Institut für Internationale Schulbuchforschung in Braunschweig haben wir Schulbücher und Curricula im Bereich Geografie,

DEBATTEN ÜBER DIVERSITÄT FÜHREN AUCH ZU WIDERSTÄNDEN UND FRAGEN

Geschichte, Sozial- und Gesellschaftskunde analysiert und erfasst, wie Migration und Integration in den Schulbüchern dargestellt werden. Die Befunde waren erschreckend, weil wir sehr viele Stereotype gefunden haben und Migration immer nur als Problem oder Krisennarrativ präsentiert wurde. In Folge der Studie konnten wir mit Schulbuchautoren und Schulbuchautorinnen neue Kapitel zu dem Themenfeld Integration und Migration erarbeiten. Die Handlungsempfehlungen unserer Studie wurden also in einigen aktualisierten Ausgaben der Schulbücher umgesetzt. Das war ein schöner Erfolg im Sinne von Praxistransfer. Das Schulmuseum der Universität Hildesheim zeigt derzeit unsere Sonderausstellung »Diversität in Kinderbüchern«. Die Ausstellung haben wir in einem Seminar konzipiert. Wir haben sehr viele Kinder- und Jugendbücher kritisch durchleuchtet. In dieser Ausstellung tragen wir neue Bücher zu »Flucht und Migration« und »Mehrsprachigkeit« zusammen. Seit 2015 sind sehr viele neue Bücher auf den Markt gekommen, darunter Kinderbilderbücher mit sehr ansprechenden Illustrationen und einfühlsamen kindgerechten Texten, viele davon zweisprachig, zum Beispiel Deutsch und Arabisch. Das zweite Thema in der Ausstellung ist die sexuelle Vielfalt. Hier zeigen wir, wie sexuelle Vielfalt heute in Kinder- und Jugendbüchern dargestellt wird. Außerdem ist uns das Thema empowerment wichtig und wie wir

Kinder, die Diskriminierung erleben, durch Lektüre stärken können. Mit der Ausstellung einher geht eine kleine Veranstaltungsreihe, bestehend aus Workshop und Lesungen für Kinder, Eltern und pädagogisches Personal aus Kita und Schule. Die Ausstellung ist

ein Erfolg. Wir wollen den Forschungsschwerpunkt »Bildungsmedien und Diversity« am Zentrum für Bildungsintegration systematisch weiter ausbauen.

Was bedeutet migrationspezifisches Bildungskapital genau, von welchen Ressourcen wird in diesem Zusammenhang gesprochen?

Migration ist ja in der Regel ein Familienprojekt. Die erste Generation migriert, überschreitet physisch Grenzen, baut ein Leben in einem neuen Land auf und hat auch eine große Bereitschaft, Opfer zu bringen für das neue Leben. Das geht oft einher mit dem sogenannten Immigrant Optimism. Die Menschen sind zuversichtlich, hoffnungsvoll und motiviert. Die zweite Generation befasst sich eher mit der Aufgabe, das Projekt der Eltern zu evaluieren, aber steht gleichzeitig in der Pflicht, das Migrationsprojekt der Eltern zum Erfolg zu

führen. Es entsteht also eine ganz große Erwartungshaltung gegenüber den Kindern. Diese Bildungsaspirationen gehören zum migrationspezifischen Bildungskapital. Entsprechend gehen viele Kinder und Jugendliche mit Resilienz auch in diesen Prozess. Sie sind in der Lage, auch schwierige Situationen zu meistern mit dieser verinnerlichten Aufstiegs motivation. In der Migrationsforschung spricht man oft von einer Art intergenerationaler Transmission von Aufstiegsaufträgen, die sich mit einer Portion »Immigrant Optimism« mischt. Es gibt beispielsweise bei Müttern und Töchtern im Kontext von Migration einen Emanzipationsauftrag, der von den Müttern an die Töchter weitergegeben wird. Gerade Mädchen aus Einwandererfamilien sind, was den eigenen Bildungsaufstieg angeht, sehr erfolgreich. Es gibt eine Selbstplatzierungsleistung, die diese Kinder und Jugendlichen mit viel Selbstständigkeit und Selbstverantwortung erbringen. Die ist oft auch den familiären Kontexten geschuldet, zum Beispiel wenn die Eltern sie intellektuell und sprachlich nicht begleiten können, und die Kinder schnell selbstständig werden müssen und eigene Verantwortung übernehmen. Die Aufstiegs motivation ist ein migrationsspezifisches Kapital, ein weiteres ist die oft gelebte Mehrsprachigkeit und die soziale Kompetenz, sich ganz selbstverständlich in verschiedenen kulturellen, religiösen und sozialen Lebenswelten zu bewegen.

Was bedeutet historisch-politische Bildung in ihrer Forschung? Welchen Bezug hat dies zu Diversität?

Historische Bildung vereint für mich Ziele und Programmatik von Geschichte und Politik gleichermaßen. Es geht nämlich um Aufklärung und Reflektion von Verhältnissen der Gegenwart. Es gibt bestimmte Prinzipien, die geteilt werden von der Politikdidaktik und der Geschichtsdidaktik gleichermaßen: Multiperspektivität, Perspektivwechsel, Fremdverstehen und Kontroversität. In diesen Prinzipien ist der Bezug zu Diversität ganz klar angelegt. Wichtig ist das Ziel, Jugendliche dazu zu befähigen, an gesellschaftlichen Debatten teilnehmen zu können. Historisch-politische Bildung soll historisches und politisches Bewusstsein gleichermaßen fördern. Das politische Bewusstsein zielt auf das Handeln im Kontext von Macht- und Herrschaftsverhältnissen, während das historische Bewusstsein darauf zielt, dass lebensweltliche Erfahrungen auch in einen zeitlichen Zusammenhang gesetzt werden können. Politische Bildung macht die Bedingungen und Möglichkeiten des Handelns verfügbar, historische Bildung gibt dem politischen Handeln Orientierung. Es gibt verschiedene Dimensionen im Umgang mit Diversität und da ist historisch-politische Bildung

ein wichtiger Rahmen: Es geht um die rechtliche Dimension, wie zum Beispiel Menschenrechte für alle. Es geht auch um die politische Dimension, das heißt die Verwirklichung der Demokratie, und um die soziale Dimension, da geht es vor allem um die Herstellung von sozialer Gerechtigkeit. Es gibt auch eine wirtschaftliche Dimension, nämlich die Förderung von Wohlstand für möglichst viele, und eine kulturelle sowie eine bildungsbezogene Dimension, die bezieht sich zum Beispiel auf den gleichen Zugang von Bildung. Insofern ist Diversity Education auch als historisch-politische Bildung zu lesen.

Wie müsste ein Bildungssystem aussehen, damit die Mechanismen hinter Rassismus durchschaut und aufgebrochen werden können?

Aus einer postkolonialen und rassismuskritischen Perspektive geht es zunächst darum, das Wissen und die Wissensproduktion selbst in den Blick zu nehmen, denn Rassismus ist tief eingelagert in unsere Bildung und auch das europäische Mindset. Es geht darum, den strukturellen Rassismus, wie er durch unterschiedliche Forschungsarbeiten beschrieben worden ist, sichtbar zu machen. Studien zu Bildungsmedien, insbesondere auch Schulbüchern, verweisen darauf, dass wir es zum Beispiel bei Afrikadarstellungen weiterhin mit der Reproduktion kolonialer Bilder und kolonialer Perspektiven zu tun haben. Aufgrund aktueller politischer Entwicklungen in Deutschland – gemeint ist hier der um sich greifende Rechtspopulismus – sind derzeit auf unseren Schulhöfen und in Klassenzimmern Rassismus und Antisemitismus deutlich wahrnehmbar. Hier ist es ganz wichtig, angehende Lehrkräfte bereits im Studium dazu zu befähigen, diese Themen aufzugreifen, und ihnen die Furcht zu nehmen, auch Konfliktthemen in der Schule anzugehen. Wir müssen in unseren Schulen Räume schaffen, in denen diese sensiblen Themen angesprochen und diskutiert werden können. Das bedeutet aber auch, dass wir in der Pflicht sind – das gilt für die Universität genauso wie für Schulen und andere Bildungseinrichtungen – immer wieder Strukturen, Praktiken und Routinen in unseren Institutionen danach zu befragen, ob sie Teilhabe ermöglichen oder zu Schließungs- und Ausgrenzungsprozessen – durchaus auch im Sinne von institutioneller Diskriminierung – beitragen.

Wie können wir damit umgehen, dass im Zusammenhang mit historischer Bildung und Rassismuskritik schnell über »Denkverbote« diskutiert wird?

Grundsätzlich ist es so, dass die Diskurse rund um Diversität an Konstrukten von Normalität rütteln,

mit denen wir sozialisiert sind. Das führt zunächst einmal zu Verunsicherung. Diese Verunsicherung ist zugleich Voraussetzung dafür, dass wir überhaupt in Lernprozesse eintreten. Ich glaube, dass es wichtig ist, diese Verunsicherung und die damit einhergehende Angst vor Denkverboten zur Kenntnis zu nehmen. Diversity-Debatten können eben auch irritieren. Denken Sie an die kontroverse Debatte über Rassismus in Kinderbüchern zum Beispiel, die wir 2013 in Deutschland geführt haben. Einige Menschen konnten nicht nachvollziehen, warum das N-Wort in Kinderbüchern gestrichen werden sollte, warum es rassistisch ist und verletzend für people of color. Diese Debatten führen auch zu Widerständen und Fragen. Wenn Weißsein mit einem Privileg verbunden ist, macht mich das automatisch zum Rassisten? Diversitätsdiskurse erzeugen viele Fragen und auch Widerstände. Man muss sich diesen stellen, gerade weil dort echte Lernprozesse beginnen.

Offensichtlich wünschen sich viele Menschen eine homogenere, berechenbarere, überschaubare Gesellschaft. Woran liegt es, dass Menschen Schwierigkeiten haben, mit unserer heterogenen Gesellschaft umzugehen?

Einerseits an dieser Verunsicherung, weil man unter Umständen sich auch selbst oder seine eigenen lieb gewonnenen Haltungen in Frage stellen muss. Gibt es so eine Art Sehnsucht nach einer homogenen Gesellschaft? Ich würde hier darüber nachdenken wollen, ob das nicht ganz stark damit zu tun hat, dass Kapitalismus, Globalisierung, Migration und Digitalisierung dazu beitragen, dass die Verände-

rungsprozesse in unserer Gesellschaft beschleunigt werden. Für Menschen bedeutet das, dass sie raschen und oft auch unüberschaubaren dynamischen, gesellschaftlichen Wandlungsprozessen ausgesetzt sind, die bis in das eigene soziale Umfeld und die persönlichen Lebensbereiche durchschlagen. Das ist für jeden Menschen eine Herausforderung. Ich kann durch Digitalisierung plötzlich meine Arbeit verlieren oder muss den Umgang mit neuen Technologien erlernen. Ich muss mich vielleicht in einem Team, das international zusammengesetzt ist, plötzlich nur noch in englischer Sprache unterhalten, obwohl ich sprachlich unsicher bin. Das sind Herausforderungen, die verunsichern. Der Soziologe Ulrich Beck hat in den 1980er Jahren die Theorie der Individualisierung entwickelt: Dadurch, dass die Moderne die Menschen herauslöst aus traditionell verbürgten Lebensentwürfen und Kontexten, die ihnen Sicherheit gegeben haben, ist einerseits Freiheit entstanden, also die Möglichkeit sich zu individualisieren im positiven Sinne. Beck spricht in dem Zusammenhang von Verlierern und Gewinnern dieses Prozesses: Diejenigen, die das gut hinbekommen – man denke an die vielen jungen Frauen, die durch die Bildungsexpansion in den 70er Jahren die Möglichkeit hatten, sich zu emanzipieren von traditionellen Lebensentwürfen – während andere eher Modernisierungsverlierer sind, diejenigen, die mit diesen Entwicklungen nicht zurechtkommen. Meine Hypothese ist, dass die Menschen, die sich schwertun, mit der heterogenen Gesellschaft umzugehen, häufiger zu den Modernisierungsverlierern gehören. Sie möchten eigentlich lieber festhalten an bestimmten Traditionen und Strukturen, die ihnen Sicherheit geben. Das ist dann möglicherweise so eine Sehnsucht nach der homogenen Gesellschaft, die allerdings eine Illusion ist. Angesichts aktueller Entwicklungen wie globalem Kapitalismus, Migration und Digitalisierung haben wir es hier mit einer Sehnsucht zu tun, die unerfüllbar bleibt. Der gegenwärtige Rechtspopulismus, nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa und in den USA, spielt mit dieser Sehnsucht nach Homogenität und ist dabei sehr erfolgreich – und damit gefährlich.

Unterschiedliche Identitätskonstrukte treffen in Institutionen, wie Kindergärten, Schulen und Universitäten aufeinander. Was bedeutet das genau für die Bildung? Wie können Bildungsprozesse durch praxisbezogene Forschung gestützt werden?

Bildungsprozesse zu initiieren und pädagogisch zu handeln ist eigentlich immer schon mit Ungewissheit verbunden. Nicht alles ist planbar. Kinder und Jugendliche sind keine Maschinen, das heißt Pädagoginnen und Pädagogen müssen sich immer auch mit

BILDUNGSINTEGRATION

Das Zentrum für Bildungsintegration der Universität Hildesheim versteht sich als Think Tank und Plattform von wissenschaftlichen und zivilgesellschaftlichen Akteurinnen und Akteuren, die sich empirisch, grundlagentheoretisch und praktisch mit den Chancen und Herausforderungen diverser Gesellschaften auseinandersetzen.

Das Forschungszentrum der Universität Hildesheim initiiert, begleitet und vernetzt seit 2014 Forschungs- und Praxisprojekte der Bildungsintegration, entwickelt Best-Practice-Modelle und Implementierungsstrategien. Die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sind international sehr gut vernetzt und leisten zugleich Basisarbeit in der Kommune.

In einem Promotionskolleg befassen sich Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler mit bildungspolitischen Fragestellungen der Migrationsgesellschaft. www.uni-hildesheim.de/zbi

der Unbestimmtheit von Lernprozessen beschäftigen. Das Aufeinandertreffen von sehr unterschiedlichen Biografien und Erfahrungen, die sich gerade auch durch Migration verdichten, kann Anlass von Bildungsprozessen sein, wenn man einen guten Rahmen dafür schafft. Das heißt, in dieser Verschiedenheit der Erfahrungen, Zugänge, Lebensentwürfe und Lebenslagen liegt eben auch ein großes Lernpotenzial. Die Konfrontation mit unterschiedlichen Perspektiven führt dazu, dass ich auch selbstreflexiv werden kann in diesem Prozess. Es geht gleichzeitig darum, Gemeinsamkeiten trotz aller Unterschiede zu entdecken, Ambiguitätstoleranz zu entwickeln und den anderen in seiner Andersheit zu respektieren. Damit das gelingt, brauchen Bildungsinstitutionen viel mehr Möglichkeiten von demokratischer Teilhabe, Räume und Routinen, um demokratische Lernformen zu praktizieren. Demokratie kann nur gelernt werden, wenn sie gelebt wird. Schulen sind die Orte unserer Gesellschaft, wo Vielfalt aufeinandertrifft und wo man in demokratischen Räumen von- und miteinander lernen kann. Das ist die Voraussetzung, um eine pluralistische Gesellschaft zu gestalten. Forschung kann insofern hier einen Beitrag leisten, indem sie diese Prozesse in Schulen begleitet und Konzepte mit entwickelt, die zum Beispiel im Rahmen demokratischer Schulentwicklung zeigen, was möglich und nötig ist. Jede Schule muss einen eigenen Weg gehen, aber man kann mit begleitender Forschung trotzdem Fallstricke und Potenziale von demokratischer oder interkultureller Schulentwicklung aufzeigen.

Wissen und Wissenschaft wird heutzutage öffentlich in Frage gestellt. Wie kann Wissenschaft eine Sprache finden, die vermittelbar und anschlussfähig ist, aber dennoch präzise bleibt? Wie können Ergebnisse aus der Forschung zu Diversität und Integration der Gesellschaft zugänglich gemacht werden?

Es ist natürlich wichtig, eine Sprache zu finden, die direkt, klar und vermittelbar ist. Zum Transfer gehört etwa der Newsletter vom Zentrum für Bildungsintegration oder der »Diversity Tag«, den wir dieses Jahr gemeinsam mit der Stadt Hildesheim gestalten, an dem wir verschiedene Veranstaltungsformate nutzen, die die Bürgerinnen und Bürger ansprechen. Die Universität muss sich in die Stadt und die Bürgergesellschaft hinein öffnen. Wir haben gerade die Veranstaltung »Allianzen für Demokratie« durchgeführt, die viele Studierende, Lehrerinnen und Lehrer, Schulleiterinnen und Schulleiter und Menschen aus der Bürgergesellschaft besucht haben, die sich um unsere Demokratie sorgen. Es ist wichtig, den wissenschaftlichen Raum zu öffnen und ganz deutlich zu machen, dass die Universität Teil der Gesellschaft ist.

Die Veranstaltung »Allianzen der Demokratie in der Schule« ist der Grundstein für ein niedersächsisches Demokratienetzwerk. Wie geht es weiter?

Wir haben uns über die große Resonanz sehr gefreut. Es war uns sehr wichtig auszuloten, wie politisch Lehrerinnen und Lehrer heute sein dürfen. Viele junge Lehrerinnen und Lehrer und Lehramtsstudierende sind sehr verunsichert, was sie im Unterricht sagen dürfen und was nicht. Auf der Veranstaltung haben wir unterschiedliche Initiativen aus Niedersachsen, Studierende, Lehrkräfte und Schulleitungen zu einer Demokratie-debatte zusammengebracht. Der Schulleiter der Robert Bosch Schule, Dr. René Mounajed, wird im September 2019 im Audimax der Universität Hildesheim ein großes Toleranzfestival für die UNESCO-Schulen veranstalten. Das ist doch schon mal ein schönes Signal in die Region. Die größte Herausforderung hier an der Universität wird sein, die Studierenden aus den unterschiedlichen Fachbereichen, vor allem aus dem Bereich Lehramt, stärker mit einzubeziehen. Das Studierendenparlament (StuPa) und der Allgemeine Studierendenausschuss (AStA) waren unsere Mitveranstalter und beklagten zu wenig studentische Beteiligung. Da ist also die Frage, welche Formen der Beteiligung wir hier an der Universität brauchen und wie wir unsere Seminare noch stärker zu Denk- und Diskursräumen machen, in denen sich demokratische Persönlichkeiten entwickeln können.

Was wünschen Sie sich für die Zukunft des Forschungszentrums?

Mit unserer diesjährigen Jahreskonferenz, die wir im September 2019 in Kooperation mit dem Institut für Kulturpolitik unter dem Titel »Stadt. Land. Diversität. Kulturelle Ausdrucksformen und künstlerische Teilhabe in schulischer und außerschulischer Bildung« veranstalten, feiern wir zugleich unser fünfjähriges Bestehen. Ich wünsche mir zum fünften Geburtstag die Verstärkung des Zentrums für Bildungsintegration, also dauerhafte personelle und finanzielle Stabilität. Ich wünsche mir weiterhin, dass wir richtungsweisende Schwerpunkte im Feld der Integrations- und Migrationsforschung setzen und ins Land tragen können. Ich wünsche mir noch mehr internationale Vernetzung, vor allem auf europäischer Ebene, angesichts der gegenwärtigen Entwicklungen. Wir arbeiten derzeit gezielt an einer Internationalisierungsstrategie. Außerdem möchten wir weiterhin Anlaufstelle und Plattform für all diejenigen sein, die das Projekt Bildungsintegration in der deutschen Migrationsgesellschaft durch begleitende Forschung und gute Praxis auch in Zukunft vorantreiben wollen.

VERSTÄNDLICHE VERWALTUNGSSPRACHE

Kommunale Verwaltungen stehen im ständigen Kontakt mit Menschen in der Gemeinde. Die Forschungsstelle Leichte Sprache der Universität Hildesheim unterstützt die Stadt Hildesheim dabei, kommunikative Barrieren abzubauen, damit Bürgerinnen und Bürger aufgeklärt Rechte wahrnehmen und Pflichten nachkommen können.

Das Forschungsteam schult Verwaltungsmitarbeiterinnen und Verwaltungsmitarbeiter zum Beispiel darin, Verständnishürden auf dem städtischen Internetauftritt zu reduzieren und Inhalte, die unter anderem Ausweis- und Passangelegenheiten, das Fundbüro, die Entschädigung für Opfer von Gewalttaten oder die Grabpflege betreffen, leichter zugänglich zu machen für alle Bürgerinnen und Bürger. Im Fokus stehen die Bewusstseinsbildung für die besonderen kommunikativen Bedarfe einer diversen Gesellschaft sowie die mit der Stadtverwaltung eng verwobenen Anträge und Formulare.

Wo liegen die Tücken der Verwaltungssprache? Warum sind Formulare schwer verständlich? „Verwaltungssprache ist so schwierig, weil sie einerseits Fachsprache für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Verwaltung ist, sie ist also institutionell gebunden. Andererseits soll sie allgemeinverständlich für die Bürgerinnen und Bürger sein, die sich mit ihren Anliegen an die Verwaltung wenden. Hier zeigt sich bereits die große Schere zwischen Allgemeinverständlichkeit und Fachsprachlichkeit.

Die Verwaltungssprache ist oft für den Sachbearbeiter und die Sachbearbeiterin optimiert, nicht für den Bürger und die Bürgerin“, sagt Isabel Rink vom Institut für Übersetzungswissenschaft und Fachkommunikation.

Als einziger Universitätsstandort bundesweit hat Hildesheim eine Forschungsstelle zu Leichter Sprache, an der wissenschaftliche Arbeiten und praktische Projekte umgesetzt werden. Die Medienlinguistinnen und Medienlinguisten übersetzen juristische Fachtexte, Nachrichten und Märchen in Leichte Sprache. Die Universität Hildesheim bildet in einem Masterstudiengang Fachleute für »Barrierefreie Kommunikation« aus. Zu den Studieninhalten gehören neben den Grundlagen der barrierefreien Kommunikation auch barrierefreie Rechts- und Online-Kommunikation, Leichte Sprache, Schriftdolmetschen und Gebärdensprache. ISA LANGE



Prof. Dr. Rolf Elberfeld lehrt am Institut für Philosophie der Universität Hildesheim, unter anderem mit den Schwerpunkten Phänomenologie und interkulturelle Ethik und Ästhetik. Er ist unter Studentinnen und Studenten für seine fundierten Japankenntnisse ebenso bekannt, wie für die Schaukel, die seit seinem Beitrag zum Projektsemester nun den Garten der Domäne Marienburg ziert. Ein von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördertes Projekt, welches durch seine Initiative zustande kam, widmet sich der Suche nach einer multiperspektivischen Philosophiegeschichte.

Von Jorinde Markert (Interview) und Daniel Kunzfeld (Foto)

Wir gehen jetzt einfach mal los

In ihrem Projektantrag schreiben Sie, dass ein möglicher Schritt im Laufe der Forschung sein könnte, den Begriff der Philosophie über- oder neu zu denken. Haben Sie denn für sich eine temporäre Definition von Philosophie gefunden?

Mit dem Problem, den Begriff »Philosophie« zu definieren, schlage ich mich natürlich schon sehr lange herum. Vor 15 Jahren habe ich ein Buch herausgegeben: »Was ist Philosophie? Programmathe Texte von Platon bis Derrida«. Darin habe ich Texte der europäischen Tradition gesammelt, die aufzeigen, wie unterschiedlich die Definitionen ausfallen. Momentan würde ich sagen: Philosophie ist eine Praxis, die in verschiedenen Weisen versucht, den eigenen Vorurteilen und blinden Flecken auf die

Spur zu kommen und zwar durch unterschiedliche Medien der Reflektion.

Dem geht die Annahme voraus, dass man blinde Flecken hat.

Allerdings. Ich gehe davon aus, dass wir alle sehr viele blinde Flecken und Fremdes in uns tragen. Es geht darum, damit zu arbeiten. Die europäische Philosophie tut dies gerne überwiegend durch und mit Sprache und versucht diese als Medium zu formen, sodass sich Wahrheit oder zumindest Logik generieren lässt. Aber das halte ich nur für eine von vielen Formen. Ich würde dafür plädieren, viel stärker in Parallele zu anderen Künsten zu philosophieren, ebenso zur Psychologie und Psychotherapie

und ostasiatischen Übungswegen. Das alles sind Wege, die dem Menschen Rückbeziehungen auf sich selber ermöglichen. Den Blick auf das, was und wie wir es tun. Das ist im großen Rahmen für mich Philosophie. Meinen Ansatz nenne ich eine transformative Phänomenologie und darüber hinaus eine transformative Phänopraxie. Also im Gegensatz zu einer Philosophie, die nur mit Sprache arbeitet, eine Praxis, die Erfahrungen zudem durch den Körper erforscht.

Welche Aufgabe hat die Philosophie insbesondere vor dem Hintergrund einer zunehmend vernetzten Welt?

Ich sehe zunächst einen politischen Auftrag. Man kann die Geschichte nur von dem Standpunkt des Jetzt aus betrachten. Die Spätfolgen der europäischen Kolonialisierung erkennen wir jetzt als riesiges Problem. Die Philosophie ist fast ausschließlich mit der europäischen Perspektive identifiziert worden. Viele Forschungen sind bereits weiter darin fortgeschritten, die Geschichte als Verflechtungsgeschichte zu verstehen. In der Literaturgeschichte hat beispielsweise bereits Goethe von einer Weltliteratur gesprochen. Es gibt also durchaus auch in anderen Gattungen Vorläufer unseres Projektes.

Welchen Rahmenbedingungen unterliegt das Projekt »Geschichten der Philosophie in globaler Perspektive«?

Das Projekt wird für fünf Jahre von der Deutschen Forschungsgesellschaft gefördert. Als Vorgaben formuliert die DFG, dass die Reinhart Koselleck-Projekte innovativ und risikoreich sein sollten. In unserem Fall besteht das Risiko des Vorhabens

darin, dass wir absolut nicht vorhersehen können, wohin die Forschung uns bringt. Wir können kein Ergebnis versprechen. Ein konkretes, anvisiertes Ziel ist allerdings, ein Einführungsbuch zu konzipieren, das Philosophiestudierenden im Bachelorstudium eine globalere Perspektive bietet, anstatt der Standarderzählung: Philosophie beginnt bei Thales, in Europa hat sie ihren Höhepunkt und ist heute in Nordamerika angekommen, wo die analytische Philosophie alle Probleme gelöst hat.

Ein Vorhaben, das Sie auch als Lehrperson an der Universität bereits umgesetzt haben?

Ja, das hat für mich begonnen als ich 2015/2016 in Hildesheim die Einführungsvorlesung »Geschichte der Philosophie« für alle Haupt- und Nebenfachstudierenden übernommen habe. Ich habe da erstmalig eine Vorlesung entworfen, die Philosophien aus Indien, Japan, Afrika, Lateinamerika und aus dem Buddhismus einbezieht. Zwei Jahre später inkludierte ich noch arabische und jüdische Philosophie. Ich habe Materialien durchgearbeitet, die ich teils selbst noch gar nicht kannte. Es gab interessante Reaktionen, vor allem von Studierenden mit muslimischem Hintergrund, die etwas über ihre eigene Tradition erfahren, was sie noch gar nicht wussten. Die arabisch-islamische Philosophie besitzt eine über zwölfhundert Jahre alte Tradition. Viele Texte der griechischen Antike sind erst durch den Übersetzungsprozess ins Arabische schließlich ins Lateinische gekommen. Ein anderes aufschlussreiches Ereignis war das Gespräch mit einer Austauschstudentin aus Argentinien, die dort ebenfalls Philosophie studiert hatte. Sie lernte in meiner Vorlesung Denkerinnen und Denker aus Südamerika kennen, von denen sie nie gehört hatte, weil sie wiederum in Argentinien nur europäische Philosophie kennen gelernt hatte. Neulich habe ich mir den Lehrplan einer Universität in Ghana angeschaut. Dort steht vor allem antike Philosophie der lateinischen und griechischen Tradition auf dem Lehrplan. Ab und zu kommt mal eine Veranstaltung zu afrikanischer Philosophie, aber die steht nicht im Zentrum.

Die europäische Philosophie als Standardmodell setzte sich also auch außerhalb von Europa durch?

Absolut. Das Standardmodell der europäischen Philosophie hat sich in der Welt verbreitet. Darüber wird heute ein bestimmtes Bild der nordamerikanischen, analytischen Philosophie gelegt. Dadurch wird umso mehr eine bestimmte Richtung vorgegeben.

Dadurch ging sicher viel verloren. Ist die Suche nach

FORSCHUNGSPROJEKT

Die Reinhart Koselleck-Projekte der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) erhalten für die Dauer von fünf Jahren Mittel für Personal, wissenschaftliche Geräte, Verbrauchsmaterial, Reisen und sonstige Publikationskosten. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern soll damit ermöglicht werden, besonders innovative und im positiven Sinne risikobehaftete Forschungsprojekte umzusetzen. Professor Rolf Elberfeld und das internationale, fünfköpfige Forschungsteam, das er nach langen Gesprächen zusammenstellte, widmen sich der Suche nach einem neuen, multiperspektivischen und interkulturellen Blick auf Philosophiegeschichte mit Fokus auf die Verflechtungen und Austauschprozesse zwischen den Traditionen. Ein Ziel des Projektes wird sein, ein Einführungsbuch für den Bachelor Philosophie zu publizieren, welches Studierenden eine globale Perspektive anbietet. Das Projekt läuft von April 2019 bis März 2024.
www.uni-hildesheim.de/histories-of-philosophy/

solch vergessenem Material Teil des Projektes?

Unbedingt. Ein Teil des Projektes wird außerdem sein, sich weltweit die Philosophieinstitute der Universitäten anzuschauen. Dabei suchen wir nach Zentren, an denen interkulturell orientierte Philosophie gelehrt wird und zwar mit einem multiperspektivischen Blick. Diese wollen wir auf einer Website zusammentragen. Beispiele sind Wien, Zürich, Leiden, Hildesheim. In Hawaii gibt es auch eine sehr alte Tradition dieser Art des Philosophierens im East-West-Center, wo es seit 1930 die sogenannten East-West-Konferenzen gibt. Außerdem in Taiwan, wo man zunächst etwas allgemeiner gefasst Philosophie studiert und dann vertiefend entweder chinesische oder europäische Philosophie wählt. Auch eine Zusammenarbeit mit der Weltgesellschaft für Philosophie ist geplant. Auf dem Weltkongress für Philosophie im letzten August in Peking kamen über 6000 Menschen zusammen, die in gut hundert Sektionen über sehr verschiedene Themen und Traditionen vortrugen. Das war die bisher größte Philosophietagung der Welt. Ein tolles Ereignis war Judith Butlers Hauptvortrag »Translating Gender. Beyond mono-lingualism«. Sie hat dazu geforscht, wie sich die Bedeutung des Wortes »Gender« bei der Übersetzung ins Arabische, Chinesische, Japanische und so weiter verändert. Eine These, die Wilhelm von Humboldt schon etwas länger, seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, vertreten hat; nämlich, dass das Denken und die eigene Sprache nicht zu trennen sind. Das heißt, bestimmte Strukturen bemerken wir gar nicht als wesentlich für das, was wir sagen. Übersetzung bedeutet Veränderung. Um ein einfaches Beispiel zu nennen: nicht jede Sprache hat einen bestimmten Artikel. Wir sprechen von der Wahrheit, während es im Lateinischen nur Veritas gibt. Mit Artikel wird das Wort bestimmter. Wir sprechen nicht von irgendeiner Wahrheit, sondern von *der* Wahrheit.

Oder der Gott, der durch den Artikel ein Geschlecht bekommt.

Richtig. Das ist für ostasiatische Menschen ohnehin immer ein Rätsel, wie unsere Wörter zu ihren Geschlechtern kommen: Das Mädchen, die Männer. Mehrsprachigkeit einzubeziehen ist auch ein zentraler Punkt des Projektes und maßgeblich für die Zusammenstellung des Forschungsteams, welches sich wie folgt zusammensetzt: Dr. Anke Graneß, die Spezialistin für Afrikanische Philosophie ist. Sie wird bald eine Habilitation an der Uni Wien über afrikanische Philosophiegeschichte abschließen. Sie ist hochvernetzt im afrikanischen Raum und kennt sich sehr gut aus

mit den oralen Traditionen, Spruchweisheiten und dem Vergleich mit den schriftlichen Traditionen. Dr. Yoko Arisaka ist Spezialistin für Japanische Philosophie, hat lange Zeit in den USA gelebt und ist gut mit dem Lehrstuhl »Geschichte der japanischen Philosophie« in Kyoto vernetzt. Außerdem Dr. Sarhan Dhoub, der hierzulande einer der wichtigen Spezialisten für Arabische Philosophie ist. Er stammt aus Tunesien, lebt mittlerweile lange Zeit in Deutschland und ist mindestens trilingual. Zudem werden eine Doktorandin und ein Doktorand von mir das Projekt begleiten. Francesca Greco, die den italienisch- und spanischsprachigen Bereich übernimmt. Und Jan Franke, der die europäischen Philosophiegeschichten sondieren wird.

Was sind konkrete, erste Schritte des Projektes?

Zunächst werden wir eine Homepage aufbauen und chronologisch eine Abfolge von Philosophiegeschichten nach den sprachlichen Räumen gliedern und darlegen. Dort fängt es schon an, schwierig zu werden. Welche Geschichten bezieht man mit ein? Um 1730 begann man überhaupt erst, längere Geschichten europäischer Philosophie in deutscher Sprache zu verfassen. Beinahe alle zwei, drei Jahre entstand dann eine neue Geschichtsschreibung.

Wie kam es dazu?

Zum einen, weil im 18. Jahrhundert in Europa überhaupt erst das geschichtliche Denken entstand, also die Vorstellung, dass man Geschichte als Entwicklung denkt. Zum anderen, weil jeder natürlich glaubt, es besser machen zu können oder die Geschichte mit einer anderen Akzentuierung betrachtet. Eins der jüngsten Beispiele ist Herr Precht, der jetzt auch noch meinte, eine durchgehend eurozentrische Philosophiegeschichte schreiben zu müssen, die sich sicher prächtig verkauft. Wir wollen mit den Philosophiegeschichten, die wir im Netz bereitstellen auch offenlegen, wie durch Philosophiegeschichte Rassismus salonfähig gemacht wird. In die Geschichtsschreibung sind zutiefst rassistische Motive eingeflochten: von der europäischen Überlegenheit bis zur Vorstellung, in Afrika gäbe es ohnehin keine Philosophie. Das ist ein wichtiger Schritt der Analyse. Da hört es aber bei weitem nicht auf. Es gibt in deutscher Sprache natürlich die Geschichtsschreibung deutscher Philosophie. Es gibt aber auch die Geschichte japanischer, chinesischer, arabischer Philosophie in deutscher Sprache verfasst und umgekehrt. In japanischer Sprache gibt es eine Geschichte der europäischen, der chinesischen, der indischen Philosophie. Jede Sprache hat aus ihrer Perspektive plurale Perspektiven entwickelt. Dabei befinden wir uns schnell im Bereich der Philologie.

Wie werden Sprachen in anderen Sprachen repräsentiert? Die Darstellung auf der Website soll nur ein erster Versuch sein, mehr in den Blick zu nehmen, neue Wege zu bahnen.

Und weitere Vorhaben?

Wir werden Tagungen organisieren in Kyoto, Baltimore und Tunis. Außerdem wird es eine Tagung mit der Weltgesellschaft für Philosophie geben, wo ausgewählte Leute in interkultureller Zusammensetzung diskutieren werden, um für den nächsten Weltkongress für Philosophie, der in viereinhalb Jahren in Australien stattfinden wird, Reflektionen zum Thema Philosophiegeschichtsschreibung vorzustellen. Dieses Thema war bei den Philosophieweltkongressen, zu denen ich seit zwanzig Jahren regelmäßig fahre, so gut wie gar nicht repräsentiert. Auf diesen Kongressen herrscht eine unglaubliche, verrückte Vielfalt. In Deutschland sind sie deshalb gar nicht so beliebt. Da heißt es, das sei der Jahrmarkt für Philosophie. Ich habe mal eine kleine Geschichte der Weltkongresse für Philosophie zusammengetragen. Diese Kongresse begannen im Jahr 1900 in Paris, wo sich aber zunächst nur Menschen aus Europa und Nordamerika getroffen haben. Die Kongresse sind immer weiter gewachsen. Die ersten Menschen aus Indien, Japan, China kamen dazu. Das war eine große Wende in der Philosophiegeschichte, dass Menschen aus verschiedensten Teilen der Welt sich mit dem Wort Philosophie verbunden haben und neue Entwicklungen entstehen konnten, wo mit einem neuen philosophischen Selbstbewusstsein und neuen Bezügen zu den Traditionen in verschiedenen Sprachen Philosophie betrieben werden konnte.

In dem Projektantrag beschreiben Sie, dass sich im 19. Jahrhundert massiv der Trend durchsetzte, die Geschichtsschreibung der Philosophie von außereuropäischen Einflüssen zu säubern? Wieso ausgerechnet zu dem Zeitpunkt?

Das begann mit Immanuel Kant, der behauptete, es könne nur eine einzige wahre Philosophie geben, nämlich seine eigene. Also musste alles, was aus dem Kantianischen Modell herausfiel, von den Geschichtsschreibern herausgestrichen und stattdessen die Geschichte nach den Kantianischen Motiven abgesucht werden. Dann merkte ein anderer Denker, wieder ein Deutscher, an: Wie können wir die Philosophiegeschichte so verstehen, dass die Verschiedenheit der Philosophien nicht einfach wegfällt, sondern mit einbezogen wird? Das war Hegel, der wiederum eine

**ES GIBT EXTREM
VIELE BEZÜGE UND
AUSTAUSCHPROZESSE**

Weltgeschichte der Philosophie geschrieben hat, in der alle philosophischen Stufen als Vorstufen zur Hegelschen Philosophie betrachtet werden. Das heißt, es gibt eine Entwicklungsgeschichte, an deren Ende seine Philosophie steht. Mythische Erzählungen oder bestimmte theologische Reflektionen fielen raus, weil sie nicht in das Narrativ passten. Wenn man wiederum Albert Schweigler glaubt, dann gab es im Mittelalter überhaupt keine Philosophie. Aus dieser Perspektive geht die Philosophie bis Plotin, hört dann auf und setzt erst im 15. Jahrhundert wieder ein.

Man hat die Geschichtsschreibung einem Narrativ angepasst?

Jede Philosophiegeschichte ist ein Narrativ. Es findet immer eine Inklusion und Exklusion statt. Das ist ein philosophisches Grundproblem: Ohne Fokussierung kann ich nichts sehen. Denken und sprechen braucht Fokussierung und Unterscheidung. Ohne Fokussierung ließe sich keine Philosophiegeschichte schreiben. Das Gegenmodell wäre eine Wissensgeschichte, in die einfach alles aufgenommen wird, denn alles ist ja irgendwie Wissen.

Es braucht also einen Fokus, aber dieser soll nicht dem des bisherigen Eurozentrismus entsprechen?

Unser Ausgangspunkt ist: Es gibt nicht einen »Osten« und einen »Westen«, die streng geteilt und verschieden sind, sondern extrem viele Bezüge und Austauschprozesse zwischen den Traditionen. Wir wollen der Vorstellung von monolithischen Traditionen bestehend aus den großen Kulturen das Bild einer Verflechtungsgeschichte entgegen setzen. Die Griechen sind auch nicht aus dem Nichts gekommen, sondern haben sich schon sehr früh mit den asiatischen Traditionen verbunden. Die Mathematik kam aus Babylonien, der Totenkult wiederum aus Ägypten. Vor allem vor dem Hintergrund eines neuen Bildes von Diversität, wird die Frage wichtig, wie wir uns in Zukunft unsere Geschichte neu erzählen.

Und dabei versuchen Sie, auch Praktiken, die eben nicht schriftbasiert stattfinden, mit einzubeziehen?

Ja, das ist ein großer Bereich, der vielfältig diskutiert wurde im Rahmen der afrikanischen Tradition. Auch in Süd- und Lateinamerika gibt es Versuche, Traditionen mit in den philosophischen Horizont zu rücken, die durch orale Traditionen weiter gegeben wurden. In Europa ist das

ebenfalls nicht völlig unüblich. In der griechischen Tradition gab es die so genannten sieben Weisen, von denen kleine Spruchweisheiten überliefert wurden. Die Vorstellung, dass die europäische Philosophie allein auf den harten wissenschaftlichen Texten beruht, ist also falsch. Philosophie wurde erst ab dem 17. Jahrhundert in Europa zunehmend als strenge Wissenschaft verstanden. Einer der wichtigsten Texte der neuzeitlichen Philosophie stammt von Descartes und heißt Meditation über die Grundlagen der Philosophie. Dieser Text zeigt, obwohl er mit an den wissenschaftlichen Grundlagen der Philosophie arbeitet, wie nah auch die europäische Philosophie an Praktiken aus anderen Traditionen dran ist.

Trotzdem ist ein vorläufiges Ergebnis ja das Buch, das Sie publizieren werden. Ist es denn möglich, philosophischen Praktiken, die nicht literal stattfinden, in einem Text gerecht zu werden?

Das wird ein bleibender Widerspruch sein. Dennoch werden wir uns bemühen, im schriftlichen Rahmen für eine Akzeptanz anderer Formen zu plädieren und die Ausdrucksformen des Philosophierens zu erweitern. Das heißt: dem Gedanken widersprechen, es sei nur möglich, Philosophie in verschrifteter Form zu betreiben. Denn das Schriftliche ist natürlich nicht das alleinige Medium des Philosophierens, beziehungsweise die Sprache generell, auf die sich ja auch orale Traditionen berufen, ist nicht das einzige Medium. Meditation beispielsweise ist eine Praxis, die ganz ohne Sprache auskommt, aber gleichwohl in Indien die Grundlage bestimmter Schulen der Philosophie bildet. Wenn man diese Erfahrung des Geistes nicht gemacht hat, kommt man mit philosophischen Texten aus Indien kaum weiter. Verschiedene Praktiken, die mit oder ohne Sprache auskommen und teils hochgradig performativ sind, wollen wir inkludieren und ins Gespräch miteinander bringen. Mir ist dabei vollständig bewusst, dass ich dieses Projekt als Europäer mache, aber anders kann ich es nun mal nicht machen. Allein schon die positive Bewertung des Wortes Philosophie und dass ich bestimmten Dingen zuschreibe, Philosophie zu sein, entspringt einem hermeneutischen Blick. Das ist der normative Boden, auf dem ich dabei stehe und vielleicht auch mein blinder Fleck.

Dafür arbeitet man ja auch im Team. Damit sich die blinden Flecken vielleicht gegenseitig aufheben können. Wird es denn bei der derzeitigen Aufstellung des Forschungsteams bleiben?

Das ist alles noch nicht absehbar. Ich werde mich vorläufig für ein Jahr in der Professur vertreten lassen können und mehr oder weniger ganz dem Projekt widmen. Daneben werde ich nur eine Vorlesung geben, die der Frage folgt, wie aus Zeit Geschichte gemacht wird. Zeit kann man zwar zählen, aber sie hat noch keine Geschichte. Wenn man aus Zeit Geschichte machen will, muss man sie strukturieren, entwerfen. Man braucht eine Vergangenheit, eine Zukunft und eine Gegenwart und stellt die Fragen: Woher kommen wir? Wohin wollen wir? Sind wir gerade in einer Krise? Das sind Diagnosen, durch die Geschichts- und Zukunftsbilder entstehen. Reinhart Koselleck, nach dem das Projektformat benannt ist, hat dazu übrigens ein schönes Buch geschrieben: »Vergangene Zukunft«. Darin beschreibt er Arten, wie man sich in vergangenen Zeiten die Zukunft imaginiert hat. Ein Beispiel dafür ist die Heilsgeschichte, wie sie Augustinus geschrieben hat, wo die Glaubensgemeinschaft einer heilsgeschichtlichen Zukunft entgegen geht. In abgespeckter Form ist davon noch einiges übrig in unserer ökonomischen Uns-geht-es-alles-gut-Vision. Uns treibt die Wachstumsvision an. Wenn eine Rezession kommt ist das ganz

furchtbar, denn es muss uns immer besser und besser gehen. Da sieht man einen sehr engen Zusammenhang zwischen Heils- und Wirtschaftsgeschichte als Wachstumsgeschichte. Man arbeitet auf einen Punkt in

der Zukunft hin, wo das versprochene Heil kommt, obwohl wir inzwischen natürlich wissen, dass das nie passieren wird. Es gibt aber auch ganz andere Zukunftsmodelle, die zyklisch vorgehen. Da kommt irgendwann die große Katastrophe und löscht alles aus und danach fängt es eben wieder von vorne an.

Geht es nicht auch da darum, dem einen Narrativ das Monopol zu nehmen?

Natürlich. Auch da gilt es, der Verschiedenheit der Narrative nachzugehen. Und vielleicht zu fragen: Welche Narrative könnten uns einfach mal ein bisschen entspannen? Welche könnten uns unterstützen, achtsamer mit Diversität umzugehen? Wobei auch solche Fragestellungen natürlich immer normativ sind. Es sind zu viele Ebenen, auf denen man versucht, etwas aufzubrechen. Dafür braucht es ganz bestimmte Linien, die man setzt. Das wird jetzt einfach ein Versuch, mal anzufangen, diese Linien zu setzen, ohne im Geringsten die Hoffnung zu haben, dass es schnell zu einem Abschluss oder einer Verbesserung führt. Ich bin da eher ost-asiatisch geprägt: Wir gehen jetzt einfach mal los.

JEDE GESCHICHTE DER PHILOSOPHIE IST EIN NARRATIV



Umzug in den
Stammelspeicher:
Tausende Instrumente,
Tonträger und Schriften
wurden an sieben
Orten in Kellern
und Dachböden
aufbewahrt. Raimund
Vogels und sein
Team wollen den
Wissenspeicher
zugänglich machen.

DAAD GRADUATE SCHOOL | PLEASE READ ALSO IN THIS SERIES:

»How to cope with conflicts« | Interview with Professor Haruna Dlakwa
 »Music and arts bind and bound the community together« | Interview
 with doctoral students Na'omi Albert Yusuf and Lawan Cheri
www.uni-hildesheim.de/relation

Der menschliche Geist als unendlich kreativ Handelnder

Das Musikarchiv in Hildesheim dokumentiert den historischen Wandel und die Fülle musikalischer Ausdrucksformen. Wir öffnen die Tür zum Center for World Music und treffen Prof. Dr. Raimund Vogels. Der Musikethnologe leitet das Forschungszentrum an der Universität Hildesheim und lehrt als Professor für Musikethnologie an der Hochschule für Musik, Theater und Medien in Hannover.

Von Isa Lange (Interview) und Daniel Kunzfeld (Foto)

Herr Professor Vogels, wer pflegt und erhält die Fülle musikalischer Ausdrucksformen?

Die Vorstellungen, was Musik ist, sind divers. Ein Gebet, eine Rezitation, Heilung, eine Aktivität, die denjenigen markiert, der zu meiner Gruppe gehört – Musik trägt eine Fülle von Bedeutungsebenen. Musikalische Äußerungen entstehen in historischen, politischen und gesellschaftlichen Kontexten. Wir sammeln am Center for World Music Instrumente, Tonträger, Klangdokumente, Nachlässe von der Forschungsbibliothek über Feldforschungsmitschriften bis zu Aufzeichnungen und Interviews. Es gibt in Europa keine weitere Institution, die in dieser globalen Breite sammelt. Im Zentrum bei uns stehen die musizierenden Menschen und nicht das Klangdokument alleine. Wir fragen selten nach dem musikalischen Produkt, sondern was hat den Menschen, der es gespielt hat, dazu bewegt, was bedeutet es der Gruppe, die es gehört hat, oder in welchen historischen Umständen ist das pro-

duziert worden. Über die Kommerzialisierung bekommt Musik eine Warenqualität, während wir Musik nicht als Ware, sondern als Ausdrucksform von gesellschaftlichem Miteinander sehen.

In Hildesheim lagert in Beispielen das musikalische kollektive Gedächtnis der Menschheit, das »Music of Man Archiv«. Die Schallplatten sind oft die einzigen akustischen Zeugnisse. In den Regalen liegen algerischer Rai und Streitlieder der Inuit neben Bach-Partiten, hinduistische Tempelgesänge und syrisch-chaldäische Gesänge neben Roland Kaiser, Jazz aus Bangladesch neben Gesängen aus Albanien und Afghanistan.

Menschen sind unglaublich kreative Wesen, das was aufgezeichnet wird, ist nur ein Blitzlicht. Im Archiv lagern Highlights wie die erste Tonaufnahme aus dem Iran von 1906. Wir haben Tonaufnahmen, bei denen wir wissen, dass die Sammlung ein Kulturerbe dokumentiert, das verloren ist. Etwa die Tonträger aus Maiduguri in Nigeria.

Ein Bereich, in dem Sie arbeiten, ist »preservation of intangible cultural heritage«, also der Erhalt und die Sicherung von immateriellen Kulturgütern. Sie haben mit Ihrem Team in Kairo verstaubte Tonträger digitalisiert und mit den ägyptischen Kollegen vor dem Verfall gerettet, dann folgte die Digitalisierung eines Kulturschatzes in Teheran mit dem Musikmuseum Iran, etwa 15.000 Tonträger aus den vergangenen 110 Jahren sind weltweit in einer Forschungsdatenbank zugänglich, das Auswärtige Amt finanziert die Zusammenarbeit. Was ist der Sinn und Zweck solcher Digitalisierungsprojekte?

Wichtiger als das Bewahren ist uns die Rückgabe. Unsere Hauptpflicht ist es, die Dokumente den Musikern vor Ort zur Verfügung zu stellen, um ihnen die Freiheit zu geben, damit zu tun, was sie wollen. Da, wo wir Archive erschließen, ist für uns die wichtigste Frage, wie wir die Archive zugänglich machen. Am koptisch-orthodoxen Patriarchat in Kairo und Alexandria werden die Tonaufnahmen in der Aus-

bildung von Kantoren eingesetzt, da hört man sich das jetzt an, was wir digitalisiert haben. In Teheran nutzen Musiker die Aufnahmen. In Maiduguri hat unser Archivprojekt zur Gründung des Universitätsinstituts zur »Promotion of Cultural Sustainability« geführt. Wir sammeln wenig, um es einfach im Archiv zu lagern – sondern unsere Überlegung ist immer: Was kann man damit machen?

Warum erhalten Sie Klänge?

Die Fülle menschlicher Lösungsansätze müssen wir wahrnehmen. Ausgangspunkt von künstlerischer Produktion ist ein Bedürfnis, etwas zu äußern. Wir dokumentieren den menschlichen Geist als unendlich kreativ Handelnder. Das Gegenbild dazu ist eine musikalische Monokultur, die eine Monokultur des Denkens wäre. Musik ist Ausdruck der Komplexität von Geist, Emotionalität und Gesellschaft. Wir bewahren alles, weil wir davon ausgehen, dass dieser unglaubliche Schatz Weltkulturerbe ist, die Bestände viel mit uns zu tun haben und das Wissen um musikalische Geschichte eine Quelle für Inspiration ist.

Welche Beziehungen erkennt man im Archiv?

Musik und Noten sind in der westlichen Musikgeschichte seit vielen Jahrhunderten untrennbar miteinander verbunden. In Iran und vielen anderen Ländern mit arabisch-türkischem Einfluss werden Noten erst seit Beginn des 20. Jahrhunderts verwendet, vor allem als Gedächtnisstütze. Viel wichtiger ist die mündliche Weitergabe. Die arabische Musikkultur ist sehr eng mit der europäischen verwandt über Austauschprozesse und eine weitgehend geteilte Musiktheorie, die auf der griechischen Antike fußt. In Mozartopern, sei es die »Entführung aus dem Serail« oder die A-Dur-Sonate aus »Alla Turca«,

sind insbesondere türkische janitscharen-musikalische Elemente enthalten. Der Osten war eine Quelle musikalischer Inspiration. In unserem deutschen Symphonieorchester mit Streichern, Bläsern und Schlagwerk gibt es kein Instrument, das nicht über die iberische Halbinsel zur Zeit des islamischen Einflusses im 8./9. Jahrhundert nach Europa gekommen ist. Die arabische Musik zählt mit zur Geburtsstunde der europäischen Musik. An den Objekten ist es offensichtlich: Wenn ich eine arabische Oud halte, sieht sie fast identisch aus wie die europäische Laute aus dem 17. Jahrhundert, mit dem Unterschied, dass die Laute Bünde hat. Die Bünde sorgen für die feste Tonhöhe, während mit der Oud auch Vierteltönigkeit und Glissandi gespielt werden können.

Mit Bosoma Sherif, derzeit Gastwissenschaftler in Hildesheim, haben Sie in den 1980er Jahren Musikaufnahmen in Dörfern Nordostnigerias erstellt, etwa 600 Tonbänder mit Gesängen zu Hochzeiten und Beerdigungen, Singspielen und Ensembles. Die Gesänge wurden ausschließlich mündlich tradiert, weshalb die seltenen Ton- und Videoaufnahmen so wertvoll sind. Das Archiv dokumentiert die Vielfalt musikalischer Kultur bei den Kanuri, Bura, Marghi, Fulbe, Shuwa Arabern, Tera, Dghwede, Guduf, Bade, Karekare, Ngamo, Ngizim, Bulala und Kotoko sowie die höfische Musikkultur der Shehu in Maiduguri und Bama. Ist das digitalisierte Archivmaterial heute wieder bedeutsam?

In Nordostnigeria wurden im letzten Jahrzehnt Musikerinnen und Musiker durch »Boko Haram« ermordet, verfolgt und vertrieben und jene, die am Leben sind, haben Angst, Musik zu

WAS LAGERT IM ARCHIV:

[aus der Sammlung Robert Günther]
www.center-for-world-music.de

MBIRA DZA VAZIMU

Lamellophon, Shona, Zimbabwe, braunes halbgewölbtes dickes Brett, 21 Eisenlamellen, mit drei Flaschenkappen als Rasselbehäng, 1989 in Harare gekauft

DA TOK

Maultrommel, Ami, Ost-Taiwan, Länge 9,5 cm, Rahmen aus Bambus, Messingzunge, rechts Zupfschnur, Geschenk von Herrn Huang Kue-tho (Ami-Name: Yo li ti bu lo), Bibliothekar an der Academia Sinica in Taipei, Instrument von ihm selbst hergestellt, 1987

OUD

Laute, Ägypten, Länge 74cm, Breite 39 cm, 3 Darmsaitenpaare, 2 Kupfersaitenpaare, Verzierung am Rand, 3 Rosetten und Hals mit Perlmuttereinlagen, gekauft in Musikinstrumentengeschäft in Bagdad, Irak, 1978

TAR

Schalenspieß-Laute, Iran, 8-förmiger Holzkorpus mit Hautdecke, Griffbrett mit Elfenbeineinlagen verziert, 6 Seitenwirbel, Steg aus Horn, gekauft in Isfahan, 1967

REBAB

Geige, Marokko, Länge 43 cm, gebräunter Holzkörper mit eingeschnittener Rosette, unten Steg aus einem Stück Rohr, oben aus Knochen, mit Schraube befestigt, 2 grünliche Saitenstränge, gekauft in Marrakesch, 1978



Oud, Ägypten,
Sammlung Irle

PAUKE

Nord-Togo, Westafrika, vasenförmig, aus rotem Ton, mit Bastgeflecht umgeben, Haut mit zwei dicken geflochtenen Ringen gehalten, 25cm Höhe, Felldurchmesser 10,5 cm, gekauft 1981 in Togo

GEFÄSSFLÖTE

aus Ton, in Form eines Gefäßes mit Henkel und Gießrohr, mit weißen Blumen, Höhe 8cm, wird beim Spiel mit Wasser gefüllt, aus Souvenirläden in Ajasos, Insel Lesbos

SHENG

Mundorgel, China, Weißmetallkörper mit 17 braunen Pfeifen, Höhe 49 cm, mit schwarzem Kasten, gekauft im Centre of Chinese Music Materials, Taipei, 1987

machen. Wir glauben nicht, dass wir diese Kultur erhalten können. Die Kinder der Musiker, die noch leben, werden nicht mit den vorhandenen Tonbändern die gleiche Musik spielen. Das lehrt uns die Vergangenheit: Wo ein Musiker nicht mehr lebt, ist die Spezifik seiner Musik verloren. Wichtig ist, dass es eine Bezugsgröße gibt, die den Prozess der Neuentwicklung beeinflusst. Wir möchten mit der Digitalisierung dieser Archivmaterialien, die zugänglich sein sollen via Smartphone, die Möglichkeit, die Vielfalt, auf was sich die nächste Generation beziehen kann, vergrößern und die Identität stärken. Wir gehen nicht davon aus, dass wir Musik retten können, aber wir können musikalischen Neuproduktionen ein Fundament geben. Die Materialien sind in digitalisierter Form an einem Archivort an der Universität in Maiduguri verfügbar. Da kommen natürlich keine Musikerinnen und Musiker an die Uni. Insofern ist die Graduiertenschule sehr wichtig, weil die Doktorandinnen und Doktoranden die Aufnahmen für ihre Forschungsarbeiten nutzen. Über den Forschungsprozess fließen die Materialien hinein in die Dörfer, Camps für Binnenflüchtlinge oder Familien. Die Tonaufnahmen sind Impulsgeber für Fragen der Reflexion: Wo wollen wir hin, wie wollen wir künftig leben? Welche Art von Ausdrucksformen wählen wir, sind die Tänze etwas Vergessenes, worauf wir wieder zurückgreifen wollen?

Mit Doktorandinnen und Doktoranden der Universität Maiduguri arbeiten Sie – unterstützt vom Deutschen Akademischen Austauschdienst – an der Frage, wie Gemeinschaften wieder aufgebaut werden können.

Im Graduiertenkolleg arbeiten wir auf, was passiert ist und schauen gleichzeitig, wie wir mit künstlerischen Ausdrucksformen an

der Wiederherstellung eines gesellschaftlichen Zusammenhalts mitarbeiten können. Musik wirkt politisch und emotional existenziell.

Eine Architektin baut ein Haus auf, ein Mediziner heilt Wunden – was sind Musikerinnen und Musiker?

Sie sind Stifter von Zusammenhalt und Identität. Sie sind Sinngeber.

Das Auswärtige Amt unterstützt die Arbeit des Center for World Music. Wie begleitet Musik gesellschaftliche Umbrüche?

Ich erinnere mich an einen Moment, als ich im Auswärtigen Amt saß, um unsere Digitalisierungsprojekte vorzustellen, es war die Zeit der 5+1-Gespräche zwischen Iran unter Mahmud Ahmadineschad und den westlichen Mächten einschließlich Russland, um internationale Sicherheit zu gewährleisten. Auf der einen Seite sind solche Projekte Kulturerhalt in Verantwortung der Menschheit gegenüber, aber sie haben eine politische Bedeutung und fließen in Verhandlungen mit ein.

Musik ist eine sanfte Diplomatie?

Ja, Musik ist »soft diplomacy«. Über Musik schafft man das gegenseitige Gefühl von Anerkennung und Wertschätzung.

Was sollte im digitalen Zeitalter aufbewahrt werden?

Ein Archiv dokumentiert nicht lückenlos und objektiv Geschichte, ein Archiv kann die Vergangenheit nicht festhalten. Ein Archiv sagt mehr über denjenigen, der entscheidet, was kommt in das Archiv und was nicht, als über die Gegenstände, die es beherbergt. Wir erarbeiten Kooperationsstrategien, in denen der globale Süden Einfluss hat. In unserer DAAD-Graduiertenschule haben die Kolleginnen und Kollegen in Nigeria und Ghana strukturell die

Mehrheit, auch die Projekte von Iran und Ägypten sind von unseren Partnern an uns herangetragen worden. Archive sind sinnvoll, wenn man sie richtig liest. Mit der Sammlung Rolf Irle haben wir etwa 4.500 Musikinstrumente in unseren Vitrinen liegen. Bei vielen Objekten ist es nicht nachvollziehbar, woher sie kommen. Diese Instrumente sind hier, weil es einen Sammler gibt, viele der von Rolf Irle gesammelten Objekte haben einen religiösen Bezug. Viele Besucher sagen uns im Sinne des Postkolonialismuskurses: Was habt ihr hier für Zeugnisse kolonialer Unrechtsstaatlichkeit und Ausbeutung? Das Archiv ist ein Zeichen einer Machtstruktur, die uns in die Position als reicher Norden brachte, aus Ländern Objekte herauszustehlen. Das sind Fragen, die sich die Museen im Restitutionsdiskurs kolonialer Raubkunst stellen. Was machen wir mit Sammlungen, die Zeugnis von Unrecht sind? Archive erzählen uns viel über unsere Kultur- und Geistesgeschichte und wie wir die Welt erklären und sind Zeugen von Kulturtheorien, die Unterdrückung beförderten. Wir können mit dem Archiv unsere Perspektive reflektieren, wie wir die Welt sehen.

Warum machen Sie diese Arbeit?

Ich bin sehr glücklich, dass die Universität Hildesheim das Fach Musikethnologie unterstützt. Unsere gesellschaftliche Aufgabe ist die Stärkung des Einzelnen, und jene, die keine Stimme haben, dazu zu befähigen, zur Gesellschaft ihren Teil beizutragen, um sie als Ganzes in ihrer Unterschiedlichkeit lebenswerter zu machen. Auch unsere Sammlungen haben die Aufgabe, Menschen eine Art von Stimme zu geben, Klänge hörbar zu machen aus Teilen der Welt, die hier nicht gehört werden. Ein Archiv, das sich verschließt, will dieses Center for World Music nicht sein.

Aus Freude an Bewegung

Wenn Kinder beim Sportunterricht aufeinander treffen, gleicht keines dem anderen. Doch ein Spiel verfolgt ein gemeinsames Ziel, dem sie alle entgegen eifern. Wie Menschen mit unterschiedlichen Voraussetzungen – ob im sozialen Umfeld, der körperlichen Leistungsfähigkeit oder mit spezifischem Förderbedarf – miteinander Sport treiben, und wie Lehrkräfte einen wertschätzenden Unterricht gestalten, erforscht Prof. Dr. Vera

Volkmann vom Sportinstitut der Universität Hildesheim.

Von Marie Minkov (Interview) und Daniel Kunzfeld (Foto)

Frau Professorin Volkmann, in welchen Dimensionen begegnet Ihnen Heterogenität?

Es gibt ganz unterschiedliche soziale Hintergründe. Welche Möglichkeiten bringen die Kinder mit? Wie sehr sind sie auf sich selbst gestellt? Ansonsten gibt es eine vielfältige ethnische Herkunft, die zum Teil eine Rolle spielt und zum Teil nicht, das kommt immer auf den Einzelfall an. In vielen Klassen gibt es Kinder, die Deutsch als Zweitsprache lernen und das macht sich natürlich auch bemerkbar. Im Sport ist es immer schön zu sehen, dass dort Sprache keine so große Rolle spielt: Die Kinder genießen es, auf dem Spielfeld Expertise zeigen zu können, wo sie doch sonst oft sehen müssen, dass sie den Anschluss nicht verlieren.

Das erinnert mich an das Sprichwort: »Musik ist eine Sprache, die jeder versteht«. Ist Sport so eine Sprache?

Ja, genau. Viele Regeln sind ja auch international bekannt. Mit unserem Projekt »FuNah – Fußball und Nachhaltiges Lernen«, das wir in Kooperation mit verschiedenen Schulen in Hildesheim organisieren, spielen wir in erster Linie Fußball und dabei geht es nicht darum, wer die meisten Tore schießt. Es gibt ein bestimmtes Prinzip, mit dem wir spielen. Die Mannschaften wechseln nach zwei bis drei Minuten, sodass man am Ende nicht mehr weiß, wer eigentlich gewonnen hat. Wir organisieren zudem Sommercamps.

Familien, die dafür das Geld nicht aufbringen können, werden durch Patenschaften unterstützt. So kommen auch Kinder aus unterschiedlichen Elternhäusern zusammen.

Sie begleiten das FuNah-Projekt wissenschaftlich. Es geht dabei darum, in Schulen Fußball und Lernen miteinander zu verbinden. Studierende begleiten Schülergruppen, helfen ihnen bei Schulaufgaben und gehen danach mit ihnen auf das Fußballfeld. Aktuell haben Sie ein Forschungsfreiemsemester hinter sich. Womit haben Sie sich beschäftigt?

Ich habe die Daten ausgewertet, die wir im FuNah-Projekt erhoben haben. Es handelt sich dabei zum Beispiel um Interviews mit Kindern unter der Fragestellung, ob das, was wir mit dem Projekt erreichen wollen, erfüllt wird. Wir wollen herausfinden, was FuNah bewirken kann. Ermöglicht es den Kindern, eine größere Nähe zu Bildungsprozessen zu finden? Inwieweit steigert es ihr Selbstwertgefühl? Gibt es Verbesserungsbedarf? Die Kinder bestätigen, dass das, was wir intendieren, bei ihnen ankommt. Sie verspüren ein großes Zusammengehörigkeitsgefühl und lernen einen wertschätzenden Umgang miteinander. Sie erkennen das selber und empfinden die Veränderungen als positiv. Ein großes Thema bei ihnen ist Anerkennung und das ist das, was die FuNah-Coaches, also die Studierenden, sehr gut vermitteln. In Zukunft wollen wir auch Interviews mit den Lehrkräften der Schulen führen. In meinem Forschungs-



semester habe ich einen Leitfaden dafür entwickelt, die Interviews laufen derzeit. Wir wollen eine mehrperspektivische Sicht auf das Projekt herstellen. Bemerken die Lehrkräfte eine Verhaltensveränderung der Kinder? Auch die Veränderung der Noten spielt eine Rolle – hier haben wir bei vielen Kindern eine steigende Tendenz feststellen können. Auch die Studierenden, die Teil des FuNah-Projekts sind, haben wir interviewt. Die Lehrerbildung¹ ist das zentrale Thema, das mich beschäftigt. Wie kann ich Sportlehrkräfte auf den Umgang mit einer heterogenen Schülerschaft vorbereiten? Wie schaffe ich es, dass sie Voraussetzungen für ein wertschätzendes Miteinander entwickeln? Es ist nach wie vor so, dass in Deutschland Bildungsbenachteiligung ein großes Thema ist. Die Studierenden sollen dafür frühzeitig sensibilisiert werden. Sie nehmen später als Lehrkräfte eine Gatekeeper-Funktion in Bildungsprozessen ein, die ihnen bewusst sein muss. Jenseits ihres eigenen Erfahrungshorizonts und ihrer Bildungsbiografie haben sie bei FuNah die Möglichkeit, Erfahrungen zu sammeln und ein Verständnis dafür zu entwickeln, dass es für manche Kinder eine große Leistung ist, überhaupt pünktlich in der Schule zu sein oder Sportsachen mitzubringen, weil sie nicht die nötige Unterstützung von Zuhause haben. Es geht darum, die Kinder nicht alle über einen Kamm zu scheren.

Gibt es ein Vorbild für FuNah? Gibt es ähnliche Ansätze in anderen Städten?

Das Projekt »buntkickt gut« in München hat uns inspiriert, aber das ist eine Art Straßenliga und ganz anders, als das, was wir machen. Wir haben uns auf Schulen konzentriert, weil man dort alle Kinder erreichen kann und nicht nur die, die selbst zu uns finden. Das Konzept von FuNah² gibt es so bisher nicht. Die Grundidee wurde von Studierenden entwickelt und ich habe unter meiner sportpädagogischen, sportdidaktischen Expertise gemeinsam mit ihnen ein vernünftiges Konzept daraus entwickelt. Ganz viel läuft über die Vorbildfunktion, die die Studierenden den Kindern gegenüber einnehmen. Die Kinder identifizieren sich mit ihnen und sehen, dass auch der coole Fußballer vorher Vokabeln mit ihnen lernt. Das ist einer der Hauptaspekte des Projekts. Da die Plätze in den Gruppen begrenzt sind, halten wir

¹*Schulentwicklung in Niedersachsen: Die Universität Hildesheim bildet Lehrerinnen und Lehrer für Grund-, Haupt- und Realschulen aus und fort, derzeit 2500 Studierende.*

Mehr Informationen: Centrum für Lehrerbildung und Bildungsforschung www.uni-hildesheim.de/celeb

²*Seit 2014 begleiten Studentinnen und Studenten auf Initiative von Omar Fahmy und Dominik Feer Kinder und Jugendliche auf ihren Bildungswegen, erst im Klassenzimmer, dann geht es auf den Sportplatz. Vera Volkmann ist für die wissenschaftliche Begleitforschung des Projekts »FuNah« verantwortlich.*

Rücksprache mit den Lehrkräften, um zu erfahren, welche der Kinder den größten Bedarf haben. Bevorzugt werden die, die es am meisten brauchen, die, die sonst nicht bevorzugt werden. Wichtig war uns auch, dass FuNah kein außerschulisches Projekt ist, bei dem die Kinder länger bleiben müssen. Deshalb bieten wir es auch nur an Ganztagschulen an, wo es in den Schulalltag integriert ist. Es ist im Prinzip eine AG, bloß dass der Zugang beschränkt ist.

Und die Coaches sind überwiegend Studentinnen und Studenten des Lehramts?

Viele, ja. Lehramtsstudentinnen und Lehramtsstudenten im Fach Sport können ihr Wissen später selbst im Beruf in den Sportunterricht weitertragen. Aber das Projekt ist für alle Studierenden der Universität Hildesheim geöffnet und wird auch von ihnen angenommen. Jeder, der mitmachen will, ist herzlich willkommen – sonst würden wir uns ja selbst widersprechen. Natürlich können wir immer neue Leute gebrauchen. Wir erhalten viele neue Anfragen von Schulen, die das Projekt bei sich etablieren möchten. Gerade sind wir dabei, neue Coaches zu rekrutieren. Studierende können sich die Teilnahme bei FuNah für ihr Studium anrechnen lassen.

Die deutsche Nationalmannschaft ist stolz auf ihre Vorzeige-Diversität, heißt es oft. Dennoch ist gerade Fußball ein Ort voll Nationalstolz und Ausgrenzung, denkt man einmal an die vorherrschende Homophobie, den Sexismus gegenüber Schiedsrichterinnen oder Moderatorinnen sowie der Hooligan-Kultur.

Was den großen Unterschied ausmacht, ist, dass es bei uns tatsächlich um die Spielidee geht. Sportwissenschaftlich betrachtet wäre zu diskutieren, ob das, was im Profifußball passiert, tatsächlich unter der Kategorie »Sport und Spiel« laufen kann. Es gibt mittlerweile Szenen, die sich von der fortschreitenden Kommerzialisierung abgrenzen und den DFB boykottieren. Es gibt Fangruppen, die sozial engagiert sind und auch da muss man einen differenzierten Blick haben. Trotzdem sehe ich diese Probleme genauso wie Sie. Bei FuNah fragen wir uns nicht, was Ronaldo macht, sondern: Wie geht das Spiel? Wie kommt das Runde in das

Eckige? Wir reduzieren den Fußball auf das zurück, was er ursprünglich einmal war. Das Charmante an Fußball ist, dass immer ein Spiel zustande kommt, anders als zum Beispiel beim Volleyball. Es braucht nicht viel, jeder kann es. Natürlich nur im Rahmen seiner eigenen sportmotorischen Möglichkeiten, aber wenn man das anständig rahmt, muss es kein Problem geben.

Ich selber hatte nie Sportunterricht, aber habe mit Frauen in meinem Umfeld über ihre Erfahrungen gesprochen. Sie betonten, dass sie nie mit Jungen spielen wollten, weil die „immer so drauf hauen“. Ihr Ansatz ist es, genau das zu vermeiden.

Ja, so etwas wird ganz klar besprochen. Wenn das Spiel nicht läuft, wird es unterbrochen. Von Anfang an wird erzieherisch darauf eingewirkt, damit diese Dinge nicht passieren. Es hat Kinder gegeben, die aufgrund ihres Verhaltens ausgeschlossen wurden und es hat auch Kinder gegeben, die das so beschäftigte, dass sie um eine zweite Chance gebeten haben, diese bekamen und dadurch etwas gelernt haben. Gewisse Verhaltensweisen werden nicht toleriert. Darf ich fragen, warum Sie keinen Sportunterricht hatten?

Ich habe aufgrund einer körperlichen Beeinträchtigung den Sportunterricht auf der Bank verbracht und zugehört. Gerade deshalb interessiert mich Ihre Forschung sehr – Sie beschäftigen sich auch mit der Inklusion körperbehinderter Kinder im Sportunterricht. Wird so etwas heutzutage anders gehandhabt?

Ja, das wird es. Es gibt erst einmal keinen Grund, warum ein Kind mit Beeinträchtigung nicht am Sportunterricht teilnehmen sollte. Wenn ein Kind nur am Rand sitzt und zusieht, liegt das nicht daran, dass nichts möglich ist, sondern an der Art, wie die Teilnahme inszeniert, beziehungsweise nicht inszeniert wird. Und genau darum geht es. Wir versuchen unsere Sportstudierenden so auszubilden, dass ihnen Differenzierung ein geläufiger Begriff ist. Körperbehinderte Menschen in den Sportunterricht einzubinden, ist nicht so schwierig.

Wie sieht diese Inklusion konkret aus?

Es kommt natürlich immer darauf an, was möglich ist und was auf dem Programm steht. Für das Schwimmen braucht es andere motorische Fähigkeiten als beim Volleyball. Es ist nicht so, dass die eine Person mit der Gehbehinderung die Dinge nicht kann, und alle anderen schon – in diesen Kategorien sollte man nicht denken. Homogene Lerngruppen sind eine Utopie. Selbst wenn man vom dreigliedrigen Schulsystem ausgeht, das die Kinder in mutmaßlich gleiche Gruppen steckt, hört diese Homogenität spätestens beim Betreten der Sporthalle auf. Die Kinder sind nicht wegen ihrer sportmotorischen Leistungsfähigkeit auf der jeweiligen Schule gelandet. Dass man aufeinander Rücksicht nimmt, sollte ein Lernziel des Unterrichts sein. Sportunterricht ist eben kein außerschulischer Vereinssport, bei dem es um Leistung geht. Das ist folglich das Problem, dass genau das häufig nicht ankommt. Die Aktivität ist dieselbe, aber die Zielsetzung eine ganz andere. Es geht um Lernen, sonst wäre es ja kein Unterricht. Hat jemand eine körperliche Beeinträchtigung, gibt es immer die Möglichkeit, andere Materialien zu nutzen. Sitzt jemand im Rollstuhl und man macht ein Fangspiel, lässt sich zum Beispiel die Reichweite mit einer Poolnudel vergrößern. Man kann in einem Spiel Zonen setzen, aus der sich ein Kind nicht herausbewegen darf und schränkt somit den Bewegungsradius ein – dadurch muss die beeinträchtigte Person nicht laufen und hat keinen Nachteil gegenüber den anderen Kindern. Es gibt viele Möglichkeiten. Wenn Kinder und Jugendliche in einer Klasse miteinander aufwachsen, sind sie in der Regel auch einsichtig, warum es spezielle Regeln geben muss. Wenn sich jemand ungerecht behandelt fühlt, erklärt die Lehrkraft, warum das Spiel anders nicht funktionieren würde. Man darf die Kinder nicht unterschätzen. Sie verstehen das.

Meinen persönlichen Erfahrungen nach existiert Sport für körperlich Beeinträchtigte nur in Form von Rehabilitation. Ist das ein moderner Ansatz?

Ja, für die Schule ist es so, dass durch die UN-Behindertenrechtskonvention ein Umdenken stattgefunden hat. Im internationalen Vergleich stehen wir noch hinten an. Wir müssten eigentlich viele Dinge diskutieren, wie das dreigliedrige

Schulsystem, das den Inklusionsgedanken nicht stützt. Es steht dem Gedanken der individuellen Förderung entgegen. Mir geht es viel um Haltungen und Sichtweisen der Lehrkräfte und werdender Lehrkräfte. Haltungen sind die Grundlage dafür, Handlungskompetenz zu entwickeln. Wir versuchen, unsere Studierenden darauf vorzubereiten. Es gibt kein Rezept für den Lehrberuf³. Gerade zu Beginn des Studiums wünschen sich Studentinnen und Studenten des Lehramts mehr Klarheit und eindeutige Handlungsanweisungen. Doch die Expertise muss sein, eben mit unklaren Situationen umgehen zu können. Ich kann mir Wissen über bestimmte Formen von Beeinträchtigungen aneignen, aber muss trotzdem immer im Einzelfall nachfragen, denn jede Behinderung bringt ihre eigenen Schwierigkeiten und Möglichkeiten mit. Nur im Austausch kann ich lernen. Es ist schade, dass Sie solche Erfahrungen mit dem Sportunterricht gemacht haben. Zumal es ein breites Sportangebot gibt. Der Deutsche Behindertensportverband wurde bereits 1975 gegründet und vereint viele Sportarten. Unsere Studentinnen und Studenten lernen einige davon auch in Seminaren kennen.

Vielleicht nehme ich jetzt auch etwas daraus mit. Bisher habe ich zumindest noch keinen Sport aus Freude an Bewegung gemacht.

Ja, und genau das ist es. Wenn der Sportunterricht vermitteln kann, dass Bewegung Freude bereitet, dass man sich verbessern kann. Es ist ja sogar einfacher, sich zu verbessern, wenn man nicht so viel kann. Wichtig wäre zu schauen, was einem Spaß macht. Wenn man etwas nicht mag, führt es natürlich nicht dazu, dass man es regelmäßig macht. Für Menschen mit Bewegungseinschränkungen kann zum Beispiel Tischtennis interessant sein, weil es da keine großen Laufwege gibt. Man muss nicht mit der Perspektive spielen, dass es um das Gewinnen geht, sondern um das Miteinander. Wenn ich mit meiner zehnjährigen Tochter Tischtennis spiele, zeige ich ihr natürlich nicht ihre Grenzen auf, sondern wir zählen, wie oft wir es schaffen, den Ball hin und her zu spielen. Regeln sind ja dazu da, ...

...um gebrochen zu werden.

Ja, das auch! (lacht) Und vor allem, um sie sinnvoll anzupassen. Das ist ja nicht das Grundgesetz, was wir da infrage stellen.

Wird mit den Schülerinnen und Schülern über Diversität gesprochen? Erklärt man ihnen, warum in bestimmten Situationen wie gehandelt wird?

Das kommt immer darauf an. Es gibt Bereiche, in denen man meiner Meinung nach durch Überthematization eher Unterschiedlichkeit rahmt und noch mehr hervorhebt. Gerade im Sportunterricht ist das in Sachen Geschlechterperspektive sehr relevant. Es gibt Studien darüber, wie die Bezeichnung erst Kategorien so dominant macht. Das sind Sätze wie: „Die Mädchen räumen das jetzt weg“, oder „Die Jungen holen das von drüben“. Es erfolgt eine Rahmung der Gruppe durch die Sprache, obwohl das Geschlecht dafür keine relevante Kategorie ist. Wenn es dagegen darum geht, jemanden mit einer Beeinträchtigung in das Spiel zu integrieren, muss es natürlich zum Thema werden. Unsere Vorgabe ist es, die Sache so transparent zu machen, dass es für die Kinder logisch wird. Ganz viel hat auch damit zu tun, was für ein Normalitätsverständnis sie aufbringen. Wenn ich von klein auf weiß, dass einer meiner Klassenkameraden nicht so gut sehen kann und wir trotzdem miteinander spielen können, ist das etwas anderes, als wenn ich von der Beeinträchtigung nichts weiß und das Gefühl habe, benachteiligt zu werden.

Wie werden die Studierenden auf eine heterogene Gruppe vorbereitet?

Ich bin im Bereich Biografieforchung ausgebildet und habe eine berufsbiografische Perspektive auf Professionalisierungsprozesse. In meiner Doktorarbeit habe ich erforscht, dass die eigenen lebensgeschichtlichen Erfahrungen eine große Rolle für das berufliche Handeln spielen, und für das Deuten von Situationen. Vor diesem Hintergrund versuche ich, erfahrungsbasierte Lernarrangements zu initiieren, wie eben FuNaH. Die Studierenden besuchen ein Seminar dazu, werden geschult und haben die Möglichkeit, für sie relevante und emotional belegte Erfahrungen zu sammeln, die häufig eine große Nachhaltigkeit haben. Im Sommersemester organi-

³ *Zwischen 18 Fächern können Studentinnen und Studenten in Hildesheim wählen, etwa Mathematik, Deutsch, Englisch, Biologie, Chemie, Geschichte, Musik, Technik, Kunst oder Wirtschaft. Theorie und Schulpraxis sind eng verbunden.*

sieren wir eine Veranstaltung, bei der die Studierenden ein Sport- und Bewegungsfest für die geistig behinderten Bewohnerinnen und Bewohner des Hauses Gertrudenberg gestalten. In Interviews erzählen die Studierenden, wie sich ihre Sicht verändert. Sobald sie mit den Menschen in der Sporthalle sind und die Aktivität hinzukommt, ist es einfach. Sie beschreiben, wie die Bewohner sich über das Gelingen einer Übung freuen und wie Menschen, die sich zu Beginn nicht getraut haben, später richtig aufgehen. Diese Gefühle kennen sie selbst sehr gut. Für die Studierenden ist das eine einschneidende Erfahrung, die ihnen Machbarkeitsräume zeigt. Das ist aus meiner Sicht viel wert. Unsere Studierenden haben oft keinen Kontakt zu Menschen mit Beeinträchtigungen. Natürlich müssen im Sport bestimmte Dinge angepasst werden, aber das ist nicht jenseits dessen, was man sich vorstellen kann, wenn man eben eine breite sportdidaktische Grundlage hat. Es hat viel mit Beobachtung zu tun: Wie kann ich in diesem Punkt etwas ermöglichen?

So etwas kann ein wissenschaftlicher Text nicht bieten.

Es ist eine andere Ebene, eine erfahrungsbasierte Ebene. Ich kann und muss natürlich theoretisch reflektieren, aber das ist nicht emotional gebunden und nicht handlungsorientiert. In dem Moment, in dem ich einen Sachverhalt theoretisch zur Kenntnis genommen habe und praktisch anwende, und dann noch das damit erzielte Erfolgserlebnis habe, ist es nachhaltiger. Dies ist lerntheoretisch gut begründbar. Das ist das, was mich sehr beschäftigt. Wie können solche Erfahrungen zur Professionalisierung von Lehrkräften beitragen? Gerne möchte ich in einem nächsten Schritt mit Absolventinnen und Absolventen, die im Beruf sind, noch einmal Rücksprache halten und über ihr Studium sprechen. In biografischen Interviews möchte ich erfahren, wie der Professionalisierungsprozess sich weiterentwickelt und welche Rolle Erfahrungen wie FuNah oder das Sportfest dabei spielen.

Was motiviert Sie zu Ihrer Forschung?

Ich habe einfach großes Interesse daran, solche Zusammenhänge zu ergründen und auch Missstände, die ich wahrnehme, zu

verbessern. Ich habe eine recht umfassende Sicht auf Schule, zum einen weil ich natürlich selbst einmal Schülerin war, nach meiner Promotion fünf Jahre als Lehrerin gearbeitet habe und nun auch noch aus Elternperspektive auf das System schaue. In meiner Promotion habe ich mich mit der Professionalisierung von Sportlehrkräften beschäftigt, weil das immer schon selbst mein Anliegen war: Wie kann ich es gut machen? Es ging darum, die Schwierigkeiten, die in der Praxis auch an eine Lehrkraft herangetragen werden, aus einer wissenschaftlichen Perspektive zu hinterfragen. Welche Einflussfaktoren bedingen das Handeln von Sportlehrkräften? Die sportliche Sozialisation, also mein eigenes Verständnis von gutem Sport, hat beispielsweise einen großen Einfluss darauf, wie ich später im Sportunterricht agiere. Ich bin davon überzeugt, dass Schule in erster Linie auf der Beziehungsebene funktioniert. Deshalb ist es mein Anliegen, durch alles, was ich dazu beitragen kann, Sportlehrkräfte besser für solche Thematiken auszubilden. Ich versuche, Gelegenheiten zu schaffen, um die Dinge erfahrbar und anwendbar zu machen. Hinter allem steht der Wunsch, dass der Sportunterricht wertschätzender, besser und für alle gewinnbringender wird. Ich nehme mir die Zeit, mit Studierenden darüber zu sprechen und sie zum Nachdenken anzuregen. Denn Professionalisierung liegt immer in der Hand des Einzelnen. Man muss das selbst als Auftrag erkennen und die eigene Haltung reflektieren. Das wäre schon einmal ein Anfang. Natürlich ist das, nur ein kleiner Schritt.

Wenn man überlegt, dass die Studierenden ihr Wissen im Beruf an die Schulen weitertragen werden, ist es kein kleiner Schritt.


Ja, das ist die Hoffnung, dass sie etwas daraus machen. Auch vor dem Hintergrund der Einschränkungen, die die Schule nun einmal hat. Man kann das System nicht revolutionieren, aber man kann Möglichkeiten nutzen. Es gibt Studien, die belegen, dass das Handeln einer einzelnen Lehrkraft eine größere Wirksamkeit hat als das System selbst. Das soll natürlich nicht von den Missständen des Systems ablenken, aber es kommuniziert den Studierenden: Du hast Möglichkeiten. Du hast Einfluss. Und du hast Verantwortung.



UNTERTITEL!

Die Menschen, die Filme und Serien sehen, sind divers. Wie werden Medien für unterschiedliche Zielgruppen angemessen aufbereitet? Die Übersetzung von Medientexten ist das Spezialgebiet von Maria Wünsche und Prof. Dr. Nathalie Mälzer.

Von Luca Lienemann (Interview) und Daniel Kunzfeld (Foto)

A woman with dark hair and glasses is sitting in a dark cinema seat. She is looking upwards and to the right with a thoughtful expression. The background shows rows of empty seats in a dimly lit theater. The number '12' is visible on the back of the seat behind her.

Und vielleicht gibt es
Untertitel für gehörlose
und schwerhörige
Menschen demnächst
auch im Kino?

Für gehörlose und schwerhörige Kinder sind Untertitel ein wichtiges Hilfsmittel, um Filme, Serien und Sendungen verstehen zu können. Untertitel sollten im Kinderfernsehen besser auf die Bedürfnisse der kleinen Zuschauerinnen und Zuschauer abgestimmt werden. Professorin Nathalie Mälzer und Maria Wünsche haben umfassend untersucht, wie Kinder Untertitel in Kindermedien verstehen und wie sich Untertitel verbessern lassen. An der zweijährigen Studie der Universität Hildesheim haben 250 Kinder im Alter von acht bis zwölf Jahren teilgenommen.

Die Wissenschaftlerinnen haben die Kinder befragt, welche Untertitel ihnen gefallen, was sie stört und welchen Einfluss die Geschwindigkeiten der Untertitel oder typografische Hervorhebungen auf das Leseverständnis haben. Die befragten Kinder bevorzugen zum Beispiel Untertitel mit längeren Standzeiten, weil sie sonst in Stress geraten und aussteigen, wenn der Text so rast.

Die Studie liefert erstmals in Deutschland eine wissenschaftliche Grundlage für Fernsehsender, um verbesserte und zielgruppengerechte Untertitel für Kindersendungen zu erarbeiten.

Frau Professorin Mälzer, Frau Wünsche, Sie haben das EFRE-Forschungsprojekt »TV-Untertitel für gehörlose und schwerhörige Kinder« inhaltlich und konzeptionell geleitet. Wie ist das Projekt entstanden und woran haben Sie geforscht?

Nathalie Mälzer: Ein Auslöser für dieses Projekt war, dass im Rahmen der Gesetzgebung und der UN-Konvention im Raum stand, die Barrierefreiheit für Rundfunkanstalten auszuweiten, allerdings bis dahin kaum wissenschaftliche Grundlagen für die Praxis vorhanden waren. Der Fernsehsender KiKA hat 2016 damit angefangen, Untertitel für Kinder zu gestalten. Abgesehen von zwei Masterarbeiten der Universität Erfurt gab es wenig wissenschaftliche Ergebnisse, auf die der KiKA zurückgreifen konnte. In den Masterarbeiten wurden kleinere Gruppen von neun bis zwölf Personen befragt, wie sie sich Untertitel wünschen – aber mehr nicht. Sodass bei den Rundfunkanstalten ein sehr großes Interesse daran bestand und besteht, zu erfahren: Wie sollen wir denn für Kinder untertiteln? Kann man sich nach wissenschaftlich fundierten Standards richten?

Maria Wünsche: Wir haben uns deswegen damit befasst, Standards für Untertitel für acht- bis zwölfjährige schwerhörige und gehörlose Kinder zu entwickeln, die gut verständlich sind und von der Zielgruppe akzeptiert werden.

Wie lauten die Ergebnisse der Studie?

Maria Wünsche: Wir haben festgestellt, dass die Zielgruppe sehr heterogen ist. Bisher wird oft von gehörlosen und schwerhörigen Kindern gesprochen, es wird also anhand eines medizinisch messbaren Hörvermögens ausdifferenziert. Dabei scheint es viel sinnvoller, die Zielgruppe im Hinblick auf ihre Sprache(n) auszudifferenzieren. Also Kinder, die zu Hause in einer Lautsprache kommunizieren, und Kinder, die zu Hause in einer Gebärdensprache kommunizieren. In diesen Gruppierungen zeigen sich zum Teil unterschiedliche Bedürfnisse. Wir sehen, dass die Kinder, die mit den Eltern in Gebärdensprache kommunizieren, im Umgang mit Untertiteln geübt sind. Wohingegen Kinder, die in Lautsprache kommunizieren, selten bis nie mit Untertiteln in ihrem Alltag zu tun haben, obwohl sie faktisch als Zielgruppe in Frage kommen. Das ist noch keine gängige Praxis. Dieses Ergebnis sollten wir und die Sender im Auge behalten.

Nathalie Mälzer: Vor allen Dingen wollen wir die Eltern ins Boot holen. Die Familienkonstellation ist entscheidend. Es deutet sich an, dass Kinder, die bei hörenden Eltern aufwachsen, im Schnitt weniger Zugang zu Untertiteln bekommen, möglicherweise, weil das dort eher noch tabuisiert ist. Oder weil Untertitelnutzung eher als Zeichen für Behinderung gesehen wird. Außerdem gibt es eine Spaltung zwischen dem öffentlich-rechtlichen Bereich und den privaten Fernsehanstalten, die weniger Untertitel anbieten. Uns erscheint es deshalb wichtig, Aufklärungsarbeit gegenüber den Eltern zu leisten. Das muss mithilfe der Rundfunkanstalten geschehen. Wir möchten auch den Schulen, mit denen wir zusammengearbeitet haben, verschiedene Angebote machen, Aufklärungsarbeit in Form von Broschüren, Vorträgen und Workshops leisten, auch um überhaupt erst einmal deutlich zu machen: Untertitel sind eine gute Möglichkeit für gehörlose und schwerhörige Kinder den Schrift-Spracherwerb zu verbessern.

Maria Wünsche: Das steht auch unter einem guten Stern. Über Streaming-Dienste wie Netflix sind Untertitel ja eine ganz normale Sache geworden, die in vielen Generationen schon Einzug halten.

Welche Handlungsempfehlungen sprechen Sie den Sendern aus?

Nathalie Mälzer: Da ist der quantitative Aspekt, dass mehr Untertitel unter die Kinder gebracht werden sollten. Aber wir wollen mit der Studie auch qualitativ etwas voranbringen und haben jetzt verschiedene Ergebnisse zusammengetragen, die für die öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten interessant sein können. Etwas bedauerlich war

die zum Teil deutliche Diskrepanz zwischen der Verständlichkeit der Untertitel und der Akzeptanz bei den Kindern. Wir haben häufiger festgestellt, dass bestimmte Untertitelformen nicht besonders gemocht werden, obwohl sie gut verständlich sind und umgekehrt. Damit steht man vor einem Dilemma: Will man, dass die Kinder die Untertitel anschalten und angeschaltet lassen oder will man auf Teufel komm raus die Verständlichkeit noch ein bisschen mehr verbessern und nimmt dafür eine starke Ablehnung, also eine geringere Nutzung der Untertitel, in Kauf? Auch wenn die Kinder aus der Studie nicht dasselbe Hörvermögen haben, das Hörende besitzen, merken sie, wenn in den Untertiteln etwas umformuliert wurde. Das Kürzen stört nicht, aber das Umformulieren löst sofort das Gefühl aus: Hier wird mir etwas anderes präsentiert. Das ist ein Ergebnis, das wir auch schon von dem erwachsenen Zielpublikum kennen. Aber gerade bei dieser jungen Zielgruppe ist das Thema Vertrauen zentral in der Kommunikation. Es herrscht die Sorge, die Hörenden könnten einem etwas vorenthalten oder einen bevormunden. Das ist in jeder Altersstufe ein Problem. Das müssen wir ernst nehmen.

Maria Wünsche: Dies ist nicht nur im Hinblick auf die Forderung nach wörtlichen Untertiteln zu sehen, sondern auch schon kognitionspsychologisch erklärbar: Wenn ich etwas höre, auch wenn es nur gering ist, und parallel dazu etwas lesen muss, das vom Gehörten abweicht, ist das eine Doppelbelastung.

Ich kann mir vorstellen, dass es zusätzliche Anstrengung kostet, auch noch zwischen Text und Bild hin- und herzuspringen?

Maria Wünsche: Genau. Das Dilemma hat man nicht, wenn über Ohren und Augen Informationen aufgenommen werden, die komplementär sind. Wenn man aber sowohl die verbalen als auch die Bildinformationen visuell wahrnehmen muss, dann kommt man gar nicht umhin, ständig hin- und herzuschauen.

Nathalie Mälzer: Eine wichtige Frage ist für uns, welche Geschwindigkeit von Untertiteln die Verständlichkeit verbessern kann. Wenn die Untertitel besonders schnell, besonders dicht sind, bekommt man zwar die Chance auf mehr Information, verliert aber durch die Geschwindigkeit eventuell auch an Lesezeit und damit an Verständlichkeit. Wenn wir umgekehrt zu wenig Information liefern,

kommt man vielleicht leichter mit, aber es werden Teile der Information unterschlagen. Es spielt aber, das zeigen unsere Ergebnisse, keine so wesentliche Rolle für welchen Weg man sich entscheidet, auch wenn die Tendenz ist: Je mehr Informationen, desto besser das Verständnis. Trotzdem haben uns die Kinder physisch zum Ausdruck gebracht, dass sie unter Stress stehen, wenn sie Untertitel in hohem Tempo lesen müssen. Flankierend zu unserer Studie hatten wir eine Masterarbeit von Saskia Schulz, die mit einigen unserer Probandinnen und Probanden, Eye-Tracking-Studien durchgeführt hat. Wie ist das Blickverhalten der Kinder? Diese Ergebnisse liegen noch nicht schwarz auf weiß vor, aber es hat sich schon angedeutet, dass bei den schnellen Untertiteln das Bild gar nicht mehr oder nur noch am Rande wahrgenommen wird. Eine optimale Wirkung wird also auch nicht erzielt, wenn die Kinder sich ihre Informationen aus sehr langen Untertiteln selbst herauspicken müssen.

Wie hat die Kooperation mit den öffentlich-rechtlichen Sendern funktioniert?

Nathalie Mälzer: Angefangen hat das 2016 als wir in Hildesheim eine Tagung über barrierefreie Kommunikation organisiert haben, auf der eine Studie aus Großbritannien vorgestellt wurde. Gemeinsam mit der ARD und dem NDR saßen wir da und es war allen klar: Wir müssen so eine Studie für Deutschland durchführen. Das war offenbar mehr oder weniger Gedankenübertragung, sodass es eigentlich nur noch eine E-Mail mit dem NDR brauchte, der sofort dabei war. Als dann ein Jahr später die Studie

gefördert wurde, hat sich nach kurzer Zeit auch der KiKA/mdr eingeklinkt, der ja schon angefangen hatte Untertitel für Kinder zu erstellen und natürlich auch wissen wollte, ob die eigens erstellten Richtlinien gut funktionieren. Die Sender haben uns ihr Filmmaterial zur Verfügung gestellt, was uns sehr wichtig war.

Wir hatten bei der Studie zwar ein experimentelles Setting, aber wir wollten wenigstens mit Material arbeiten, das die Kinder tatsächlich im Fernsehen sehen können und mögen.

Maria Wünsche: Die »Pfefferkörner« zum Beispiel oder »Schloss Einstein«. Sendungen also, die für Kinder konzipiert wurden.

Nathalie Mälzer: Wir haben die unterschiedlichen Untertitel-Richtlinien, nach denen der KiKA

WIR BEOBACHTEN EINE DEUTLICHE DISKREPANZ ZWISCHEN DER VERSTÄNDLICHKEIT DER UNTERTITEL UND DER AKZEPTANZ BEI DEN KINDERN.

bereits arbeitet, bekommen. Wir haben Einblicke in die laufenden Diskussionen über die Richtlinien erhalten. Der NDR verfügte über eine Liste von Schulen, mit denen er zum Teil schon kooperiert hat. Als weiterer Kooperationspartner hat uns der Deutsche Gehörlosenbund geholfen, auch Kinder, die die Deutsche Gebärdensprache als Muttersprache haben, in die Studie mit aufzunehmen. Wir alle haben mit der Erwartung an dieser Studie gearbeitet, dass wir gemeinsam neue Richtlinien umsetzen und implementieren können. Gegen Ende des Jahres werden wir vielleicht tatsächlich eine Veränderung in der Untertitelpraxis einiger Sendungen sehen.

Auslöser für das Projekt war eine ähnliche Studie aus England. Lassen sich die Ergebnisse anderer Länder auf die deutsche Sprache anwenden?

Maria Wünsche: Nicht direkt. Beim Untertiteln werden immer Kürzungen vorgenommen und bestimmte Strategien, wie man Texte kürzt, sind sprachspezifisch. Im Hinblick auf die Zielgruppe Kinder gab es in Spanien außerdem die Überlegung, bestimmte grammatische Strukturen an die Gebärdensprache anzupassen. Diese Idee haben wir für unsere Studie aufgegriffen. Aber natürlich ist die spanische Gebärdensprache anders als die Deutsche.

Nathalie Mälzer: Uns war klar: Da gibt es zwar Ergebnisse, aber die können wir nicht einfach auf eine andere Sprache mit anderen Strukturen übertragen. Hinzu kommt noch die Frage, wie gehörlose Kinder oder schwerhörige Kinder in den verschiedenen Schulsystemen groß werden. Mit welchen Sprachen sind sie aufgewachsen? Was für eine Beziehung konnten sie bereits zur Schriftsprache entwickeln? Nicht zuletzt: In Großbritannien wird viel selbstverständlicher Untertitelt als in Deutschland, weil das dort gesetzlich anders geregelt ist.

Maria Wünsche: Es gibt keine einheitlichen Untertitel-Richtlinien in beiden Ländern. Das fängt bei so Kleinigkeiten wie der Darstellung eines Geräusches an. Die Ausgangslage war für die Forschung also in jedem Land anders, weswegen es uns wichtig war, hier eine eigene Studie durchzuführen.

Wäre es nicht sinnvoll, Menschen mit Beeinträchtigung schon während der Produktion solcher Sendungen als relevante Zielgruppe mitzudenken?

Maria Wünsche: Das wäre für die Untertitelpraxis natürlich super, wenn die Produktion das schon vor Augen hätte. Aber das ist, glaube ich, erst einmal nur in der Theorie möglich. Die Untertitel-Redaktionen

sind an gewisse Strukturen gebunden und können der Produktion nicht so einfach reinreden.

Nathalie Mälzer: Gäbe es eine andere Gesetzgebung würde es möglicherweise auch bis dahin reichen. Ich glaube, eine gewisse Sensibilisierung in der Gesellschaft hat längst begonnen. Mir fallen dazu Schriftsteller und Schriftstellerinnen ein, die ihre Romane in Einfacher oder Leichter Sprache verfassen. Das ist ein Zeichen dafür, dass Barrierefreiheit inzwischen auf der Produktionsseite mitgedacht wird. Ich glaube aber auch, dass es sehr viele Autorinnen und Autoren gibt, und das zu Recht, die so weit nicht gehen wollen oder können. Die Schwierigkeit besteht nicht zuletzt darin, dass hörende oder sehende Menschen, die schreiben oder Filme drehen, nicht automatisch Expertinnen und Experten für inklusive Angebote für gehörlose oder blinde Menschen sind. Ob und was sich da entwickelt, wird sich zeigen.

Wenn wir den Blick jetzt noch einmal erweitern: Wie barrierefrei sind solche barrierefreien Angebote?

Maria Wünsche: Die Frage danach, für welche Zielgruppe ich bestimmte Medien barrierefrei aufbereite, stellt sich natürlich immer. Die ARD Untertitelt bisher schon circa 95 Prozent ihres Angebots. Das bedeutet, dass Barrierefreiheit auf dieser Ebene faktisch vorhanden ist. Aber wenn wir uns das Angebot in Deutscher Gebärdensprache anschauen, dann sehen wir, dass sich das nur in sehr geringen Prozentzahlen abspielt – und das nicht mal im linearen Fernsehen, sondern in den Mediatheken. Von daher ist klar: Kein Programm ist für alle Zielgruppen zu 100 Prozent barrierefrei. Aber meinem Empfinden nach wird daran aktuell sehr intensiv und mit viel Bewusstsein für die verschiedenen Zielgruppen und deren unterschiedliche Bedarfe gearbeitet.

Nathalie Mälzer: Die Diskussion dreht sich um die Qualität der Angebote. Eine Wunschvorstellung ist, dass es für jedes Programm unterschiedliche Untertitelungen für die jeweiligen Bedarfe gibt. Diejenigen, die gut lesen können, bekämen in ihren Untertiteln etwas mehr Informationen, während für diejenigen, die nicht so gut lesen können, langsamere Untertitel angezeigt werden könnten. Für Menschen, die kein Resthörvermögen haben, könnte man Paraphrasen formulieren. Das sind einige Beispiele für eine Ausdifferenzierung, wie sie wünschenswert wäre. Dafür müsste es finanzielle Pakete geben und es müssten technische Lösungen gefunden werden. All solche Angebote sind keine Garantie dafür, dass jede existierende Barriere dadurch wirklich beseitigt wird. Es bleibt weiterhin viel zu tun.



selbstgemachte Bandnudeln | 8,90 €
 spezielle Drei-Gänge-Menüs | 7,50 €
 Niedrigpreise für Studierende

Liebe „Am Campus“-Gäste,

der Hauptcampus am Universitätsplatz ist ein wunderbarer Treffpunkt. Im Café und Restaurant „Am Campus“ bietet der argentinische Betreiber und Küchenchef Ariel Colandré, der seit seiner Jugend das Kochen erlernt hat, seinen Gästen eine hervorragende Vielfalt an Speisen, eine täglich wechselnde Karte, spezielle Drei-Gänge-Mittagsmenüs, zusätzliche Niedrigpreis-Angebote für Studierende, vegane und vegetarische Küche sowie rustikale Speisen an.

Wir kochen ausschließlich mit frischen Zutaten und verzichten auf Convenience-Produkte. Selbst unsere Pasta stellen wir am Tag des Verzehrs frisch aus Mehl und Eiern her. Zu unseren selbstgemachten Bandnudeln servieren wir zum Beispiel Hähnchenstreifen, Nüsse, getrocknete Tomaten und Ruccola.

Ob Geburtstag, Weihnachtsfeier, Hochzeit, Betriebsfeier oder Businessvent – in unserem Restaurant oder bei Ihnen zu Hause: Das „Am Campus“-Catering bereichert Ihre Veranstaltungen um ein unvergessliches Geschmackserlebnis. Wir bieten ein professionelles Catering aus spanischer, italienischer und deutscher Küche.

Buffets, Häppchen und Platten bereiten wir mit frischen und saisonalen Produkten zu. Verwöhnen Sie Ihre Gäste und sich mit mediterranen Spezialitäten – und mit dem Geschmack nach Sonne und Meer.

frische Zutaten
 vegane Küche
 rustikale Speisen
 saisonale Produkte

Wir freuen uns auf
 Ihren Besuch!

Am Campus Café | Restaurant

Universitätsplatz 1
 31141 Hildesheim
 Tel. 05121 297999
 Fax. 05121 297997
 E-Mail am.campus@web.de
www.am-campus-hi.de



Wir verlieren auf der Erde Arten, und zwar rasant

Der Biologe Prof. Dr. Johannes Metz hinterfragt einen Zeitgeist, der Pflanzen allein nach Verwertbarkeit und Nutzen bewertet. Ein Gespräch über Biodiversität.

Von Isa Lange (Text und Interview) und Daniel Kunzfeld (Foto)

Wir sind auf die Vielfalt der Arten in Sumpfgebieten, Regenwäldern, Tälern, Graslandschaften und Küstengewässern angewiesen. Feuchtgebiete wie Moore speichern nicht nur Kohlenstoffdioxid, sie wirken bei Überflutungen wie Schwämme und saugen Niederschläge auf. Intakte Korallenriffe mit ihrer Fülle an Organismen schützen die Küste als Wellenbrecher.

Doch die Artenvielfalt ist gefährdet. Monokulturen in Forst und Feld lassen kaum Vielfalt zu. Ohne eine Fülle an Wildkräutern finden Wildbienen auf überdüngten monotonen Äckern keine Nahrung und fallen als Pflanzenbestäuber aus, was den landwirtschaftlichen Ertrag mindert.

Wir Menschen sind zur größten Bedrohung der Natur geworden. Durch die kombinierte Wirkung von Flächenverbrauch und damit Habitaterstörung, intensiver Landnutzung und zunehmendem Klimawandel treiben wir das wahrscheinlich schnellste Artensterben seit dem Verschwinden der Dinosaurier vor 65 Millionen Jahren voran.

Die Bedeutung, die Natur zu schützen, wird heute häufig mit den Leistungen der Ökosysteme begründet, die sie für Menschen erbringen. Aber Natur und Vielfalt einzig nach ihrem gegenwärtigen Nutzen und materiellen Wert einzuschätzen, vor dieser Haltung warnt Johannes Metz. Der Biologe untersucht, wie Pflanzen zu einem funktionierenden Ökosystem beitragen und wie unverzichtbar deren Vielfalt ist.

Als Juniorprofessor für Vegetationsökologie und Naturschutz forscht und lehrt er seit November 2018 am Institut für Biologie und Chemie der Universität Hildesheim. Metz befasst sich mit Artenvielfalt, mit Veränderungen in der Gemeinschaftsstruktur und dem Vorkommen von Arten.

Herr Professor Metz, bei Landpflanzen kennt man gegenwärtig etwa 400.000 Arten. Wie kann sich so eine enorme Vielfalt der Vegetation auf Erden entwickeln?

Ein wichtiger Faktor sind die langen Zeiträume, in denen Evolution abläuft. Vor etwa 470 Millionen Jahren sind Pflanzen vom Wasser zum Landleben übergegangen – im Vergleich dazu ist die Lebensspanne des Homo sapiens extrem kurz. Über diese langen Zeiträume konnten sich differenzierte Pflanzenformen entwickeln.

Warum ist die Pflanzenwelt so vielfältig?

Eine sehr gute Frage. Im Laufe der Evolution konnten sich Pflanzen zunehmend an unterschiedliche Umweltbedingungen anpassen. Verschiedene Arten evolvierten je nach Klimaregion, Gesteinstyp, Höhenlage. Und innerhalb einer Umwelt (eines Habitats) differenzierten sie sich weiter durch Anpassung an zum Beispiel sonnige und schattige Standorte, feuchte und trockenere. Die Konkurrenz zwischen Pflanzen war hier sicher ein wichtiger Motor. Sie verstärkte die Spezialisierung von Arten auf ganz bestimmte Bedingungen, unter denen sie anderen Arten nicht unter-

legen waren. Dieser Differenzierungsprozess der Artbildung wird potenziert durch Anpassung an weitere entscheidende Dimensionen: Interaktionen mit Pilzen und Bakterien im Boden, mit Bestäubern sowie Fraßfeinden an Wurzeln, Blättern oder Blüten. Pflanzen standen und stehen in einer Dynamik, in der viele Faktoren gleichzeitig wirken. Sie führte zu zahlreichen unterschiedlichen Formen der Anpassung und der Arten. Auch unterschied sich diese Dynamik von Region zu Region, so dass zum Beispiel in den tropischen Regenwäldern Afrikas andere Pflanzenarten entstanden als in denen Südamerikas.

Wie leben die Pflanzen in dieser Diversität miteinander? Wie können sie gemeinsam existieren, warum konkurrieren sich die Pflanzen nicht gegenseitig aus?

Das ist noch immer eine intensiv beforschte Frage in der Ökologie. Wie zum Teufel können all die Pflanzen koexistieren? Alle Pflanzen brauchen doch die gleichen Ressourcen, also Licht, Wasser und Nährstoffe. Da müsste ich etwas mehr in die Theorie einsteigen, wie das funktioniert.

Nur zu, unsere Leserinnen und Leser sind neugierig auf Ihre Forschung.

Ein wichtiger Aspekt ist die erwähnte Differenzierung der Arten. Dadurch sind sie angepasst an verschiedene Variationen innerhalb eines Habitats, an ihre Nische¹. Umwelt ist nie stabil, sondern immer ein Stück weit variabel in Raum und Zeit, zum Beispiel von einem Jahr zum nächsten. Dies hilft, dass sich die Arten einnischen und jeweils ihre Chance unter verschiedenen Bedingungen wahrnehmen. Die eine Art ist nicht beständig stärker als die andere. Indem sich Arten einnischen, konkurrieren sie sich weniger aus und sind einander stärker ebenbürtig (equal). Ein anderer Aspekt sind Mechanismen, die Arten dann umso stärker ausbremsen, je erfolgreicher beziehungsweise häufiger sie werden. Zum Beispiel indem Individuen derselben Art dieselbe Nische teilen, konkurrieren sie verstärkt miteinander. Sie bremsen sich also gegenseitig stärker aus als Individuen anderer Arten. Ähnlich wirkt, dass spezialisierte Fraßfeinde häufiger werden können, je häufiger ihre Futterpflanzen sind. Durch solche Mechanismen werden

¹ Koexistenz: Mehrere Arten können in dem gleichen Lebensraum miteinander existieren und diesen unterschiedlich nutzen. Eine Art spezialisiert sich auf eine ökologische Nische und vermeidet so Konkurrenz. So können verschiedene Arten den gleichen Lebensraum besiedeln. Sie werden zu Spezialisten für diese Nische und sind an bestimmte Lebensbedingungen angepasst.

² Das Ökosystem umfasst die Lebensgemeinschaft mehrerer Arten und ihren Lebensraum (Habitat).

Unterschiede zwischen den Arten immer wieder ausgeglichen. Es entsteht ein komplexes, dynamisches Gleichgewicht, in dem unterschiedliche Arten koexistieren können.

Warum hat die Pflanzenvielfalt einen besonderen Wert? Die faszinierende Formen- und Farbenvielfalt ist ästhetisch reizend. Ist diese Ausdifferenziertheit auch nützlich?

Pflanzen spielen eine besondere Rolle, da sie durch ihre Photosynthese die grundlegende Energie- und Nahrungsquelle und die räumliche Struktur von Ökosystemen² bilden. Sie sind quasi die Basis der Ökosysteme. Es gibt immer mehr Studien, die zeigen, dass eine größere Diversität innerhalb von Pflanzengemeinschaften eine bessere und stabilere Funktion von Ökosystemen gewährleistet – wir sprechen von Ökosystemdienstleistung: Wälder zum Beispiel bilden Biomasse, speichern dadurch Kohlenstoff, liefern Holz als Rohstoff und Energieträger und mindern die Bodenerosion. Ich warne aber davor, sich in eine Ecke drängen zu lassen, die nur auf Nützlichkeit achtet. Warum zählt zum Beispiel das Argument des Ästhetischen nicht? Pflanzen sind auch einfach schön. Wir haben eine Verantwortung, dass Organismen auf dieser Erde, die wir Menschen dominieren, weiterhin existieren können. Aber diese Argumente reichen vielen nicht, sie denken zuerst an das Berechenbare: Was bringt das an Biomasseproduktion, an Stoffkreisläufen. Man muss vorsichtig sein, dass man die Diversität der Pflanzen nicht allein auf ihre Nützlichkeit reduziert. Wenn wir nur in diesem Verwertungsmuster denken, würde jede Art, die nicht nutzbar ist, durchfallen. Auch in der Kunst und Wissenschaft spielt die Abrechenbarkeit heute eine große Rolle. Diese Verwertbarkeit ist ein starker Zeitgeist der gegenwärtigen Gesellschaft, aber keine Selbstverständlichkeit. Um Ihre Frage zu beantworten: Wie kann man sich die Nützlichkeit von Diversität vorstellen? Man muss sich Diversität vorstellen wie große Bibliotheken mit verschiedenen Fachbereichen. Ein Ökosystem ist eine ganze Bibliothek. Innerhalb eines Ökosystems gibt es »große Gruppen«, man nennt sie funktionelle Typen, beispielsweise die Bäume, die Sträucher, die Kräuter, die Geophyten. Wenn wir ganze funktionelle Gruppen verlieren, verlieren wir innerhalb

dieser Bibliothek komplette Wissensbereiche. Dann gibt es eben keine Bücher über Kunstgeschichte oder Physik mehr in dieser Bibliothek. Dann sagt man vielleicht: Okay, wir versuchen pro funktioneller Gruppe eine Art zu erhalten, wir haben dann einen Baum, einen Strauch. Das ist ungefähr so, als hätten Sie ein einziges Buch zur Kunstgeschichte und ein Buch über Physik. Alles andere Wissen, was nicht in diesem einen Standardwerk – selbst wenn es ein gutes Werk ist – steht, geht verloren, ist nicht mehr vorhanden. Es gibt keine verschiedenen Perspektiven und feinen Nuancen mehr. Wie können Sie dann immer noch genau so viel Wissen akquirieren und die Welt differenziert verstehen, wenn Sie keine verschiedenen Quellen zur Verfügung haben? Auch innerhalb einer Art gibt es verschiedene Genotypen, Individuen. Denken Sie an uns Menschen, jeder hat seine Vor- und Nachteile, seine Stärken und Schwächen, seine schönen und weniger schönen Aspekte. Und ähnlich kann man sich das bei der Verschiedenheit der Pflanzen vorstellen. Es gibt verschiedene Ebenen von Diversität, ganze Ökosysteme, funktionelle Gruppen, Arten und innerhalb der Arten verschiedene Typen, die nur gemeinsam ein vollständiges Bild ergeben und gemeinsam Funktionen im Ökosystem übernehmen. Je mehr wir diese Vielfalt reduzieren, desto einseitiger und ärmer wird unsere Bibliothek auf der Erde.

Wie gefährlich ist es, dass wir Wissen, das über Jahrhunderte entstanden ist, ignorieren? Dass wir so gleichgültig und zum Teil rücksichtslos mit der Umwelt, in der wir unser Leben realisieren, umgehen? Ist das ein Boomerang, der zu uns zurückfliegt?

Das ist sehr wahrscheinlich. Der Boomerang kommt ja zurück. Die Frage ist, ob wir das merken. Die große Schwierigkeit, Diversität zu lehren und zu vermitteln ist, dass die Zeitspanne der Menschen relativ kurz ist. Wenn ich mit Studierenden in der Umgebung von Hildesheim oder im Alpenvorland über hochgedüngte Wiesen gehe, auf denen Löwenzahn, der Scharfe Hahnenfuß und eine Grasart wachsen, dann sagen sie: was für eine schöne Blumenwiese, alles Gelb und Grün im Frühjahr. Wenn aber eine alte Dame vorbeikommt, die seit 70 Jahren dort spazieren geht, wird sie Ihnen sagen: Wissen Sie, früher

gab es hier noch viel mehr verschiedene Pflanzen. Das Bild, was eine blumenreiche Wiese ist, wie eine diverse Wiese aussieht, ist ein ganz anderes bei dieser alten Dame im Vergleich zu den jungen Menschen. Die kennen nur noch das Bild mit Löwenzahn, Scharfem Hahnenfuß und *Dactylis glomerata*, dem Gewöhnlichen Knäuelgras. Dieser Vergleich, wieviel wir schon verloren haben, fehlt bei vielen Menschen, weil sie nur eine kurze Lebensspanne im Blick haben, weil die Landschaft jetzt so ist, wie sie ist. Je mehr Arten man kennt, desto mehr wird man sie auch erkennen. Desto trauriger ist es dann aber auch, wenn man spazieren geht und erkennt: Das ist keine schöne Blumenwiese, das ist eine völlig überdüngte Gülleentsorgungsstelle. Der Umwelt, die wir heute sehen, fehlt vielleicht schon 20 % des Arteninventars oder mehr, was früher auf derselben Fläche stand. Es ist ein pessimistisches, aber leider realistisches Bild.

Die Biodiversität ist bedroht. Warum verlieren wir Arten?

Wir haben auf der Erde noch nicht alle Arten beschrieben. Aber das ist ein gesichertes Faktum: Leider verlieren wir Arten auf der Erde, und zwar rasant. Es gibt verschiedene Einflussfaktoren, die es zusammen schwieriger für die Arten machen, zu überleben. Wir zerstören direkt Habitats. Die Landwirtschaft nimmt etwa zwei Drittel der Fläche Deutschlands ein und wird immer stärker intensiviert. Das heißt, wir haben nur noch ein Drittel mehr oder weniger naturnahe Flächen. Darüber hinaus werden diese Habitats sehr stark verändert, es werden Schadstoffe eingetragen, Pestizide aus der Landwirtschaft, Abgase und Mikroplastik. Durch Eutrophierung verändern wir die Nährstoffbedingungen. Dies verändert das feine, dynamische Gleichgewicht, in dem Arten bisher in ihrem Ökosystem koexistierten. Viele Arten sind nicht angepasst an so hohe Nährstoffkonzentrationen, weil sie in den letzten Millionen von Jahren keine Stickstoff- und Phosphatdüngung erlebt haben. Und die wenigen Arten, die mit solchen hohen Konzentrationen klar kommen, dominieren diese Ökosysteme. So wachsen dann eben mehr Knäuelgras und Scharfer Hahnenfuß aber kaum noch Orchideen oder Schlüsselblumen auf den

Wiesen. Zu der Zerstörung von Habitaten kommt der Klimawandel hinzu: Wir haben kleine Inseln von natürlichen Habitaten, die noch übrig geblieben sind – und bei denen drehen Sie nun ordentlich an der Schraube von Temperatur- und Niederschlagsverhältnissen. Was macht die Pflanze, wenn sie auf so einer Insel steht und diesen Klimawandel erlebt? Die Versinselung erschwert die Wanderungen von Arten, um dem Klimawandel auszuweichen. Wir reden gerade darüber, wie wir bis zum Ende dieses Jahrhunderts, also in 81 Jahren, den Klimawandel auf möglichst unter 2 Grad begrenzen wollen. De facto steuern wir bislang eher auf 3 bis 4 Grad zu. In 80 Jahren. Und wenn wir nicht massiv gegensteuern, wird auch im Jahr 2100 mit dem Klimawandel leider nicht einfach Schluss sein. Die Kurven gehen alle weiter steil nach oben. Um diese Temperaturveränderung einzuordnen: Während der letzten Eiszeit war es global etwa 6 bis 8 Grad Celsius kälter als heute. Es war eine massive Veränderung des globalen Ökosystems. Viele Baumarten sind damals in Mitteleuropa ausgestorben, etwa der Mammutbaum (Sequoia) und die Magnolien. Und das obwohl wir in dieser Zeit noch durchgehende Ökosysteme mit sehr großen Populationen hatten. Das heißt, mit unseren Veränderungen in kaum mehr als 80 Jahren spielen wir mit Veränderungen, die wohl nicht viel schwächer sind als die der letzten Eiszeit. Einige Grad mehr bedeutet nicht, das man angenehmere Badetemperaturen in der Hildesheimer Tonkuhle hat, sondern der Temperaturanstieg steht emblematisch für sehr massive Klimaveränderungen auf der ganzen Welt.

Können Pflanzen damit klarkommen?

Viele Arten mit wenigen Grad mehr theoretisch ja. Aber es sind weniger die steigenden Mittelwerte der Temperatur, sondern die damit einhergehenden Extremereignisse, etwa von Hitze oder Trockenheit, welche Arten gefährden. Werden diese Extremereignisse häufiger und stärker, können sich Arten womöglich nicht mehr davon erholen. Außerdem leben Pflanzen in Netzwerken.³ Zum Beispiel mit verschiedenen Bodenorganismen oder Insekten zur Blütenbestäubung. Diese Organismen sind unterschiedlich anfällig gegenüber der Habitatzerstörung, dem Schadstoffeintrag

und dem Klimawandel. Das Netzwerk ist aufeinander abgestimmt und voneinander abhängig. Durch die Veränderungen wird es wahrscheinlich fragiler und funktioniert weniger gut. Nehmen wir an, eine Pflanze überlebt vielleicht selbst eine starke Hitzeperiode. Aber wenn ihr Bestäuber das nicht schafft oder zu der kleinen Habitatinself nicht mehr hinkommt, weil er sich durch ein riesiges gesprühtes Rapsfeld bewegen müsste, hat sie keinen Bestäuber mehr.

Welche Rolle spielt denn in dieser Pflanzengemeinschaft die Nachbarpflanze? Wie kommen Pflanzen gut miteinander aus, oder verdrängen sich?

Pflanzen interagieren auf komplexe Weise miteinander. Ein klassisches Feld in der Ökologie ist die Konkurrenzforschung. Pflanzen haben demnach hauptsächlich negative Auswirkungen auf ihre Nachbarn, weil alle an den gleichen Ressourcen hängen. Seit den 1990er Jahren wurden auch positive Reaktionen von Pflanzen auf andere Pflanzen beobachtet. Manche Pflanzen puffern harte Bedingungen ab für ihre Nachbarn, die dadurch besser wachsen können, etwa die Polsterpflanzen in Hochgebirgen wie den Alpen. Pflanzenpolster sind relativ geschützte kleine Mikrolebensräume, wo Pflanzenarten wie Hornkraut im Schutz dieser Polsterbüsche leben. Ähnliche Phänomene gibt es in der Wüste, wo starke Hitze und Austrocknung reduziert werden, wenn eine Pflanze unter dem Schatten einer anderen Pflanze wachsen kann, etwa kleine Kräuter unter dem Rutenstrauch Retama. Das Wachsen im Schutz einer Pflanze ist auch eine Strategie gegen Fraßfeinde, wenn zum Beispiel Pflanzen unter den stacheligen Wacholderbüschen vor Schafbeweidung geschützt sind. Bei der Aufforstung in degradierten Landschaften, etwa im mediterranen Raum, werden Baumsetzlinge in bestehende Vegetation in den Schutz von anderen Büschen gesetzt, weil nachgewiesen werden konnte, dass die Pflanzen in diesem Schutz in den ersten Jahren besser überleben.

Was können wir von der Natur lernen?

Vielleicht, dass es immer Dynamik gibt, immer Entwicklung. Durch mehr Vielfalt gibt es mehr Möglichkeiten für Interaktionen und Entwicklung. Sie eröffnet mehr

³ Wechselbeziehungen: Alexander von Humboldt sah die Natur als Einheit. Er beschrieb die Beziehungen zwischen Pflanzen, Klima und Geografie und veränderte mit seinen Vorstellungen über Natur vor 250 Jahren die Wissenschaft. Die Natur sei als ein „bewegtes und belebtes Ganzes“ aufzufassen, ist „Einheit in der Vielfalt, Verbindung des Mannigfaltigen in Form und Mischung“, schreibt Humboldt im »Kosmos«.

Spielraum. Übertragen auf Gesellschaft könnte das bedeuten, dass Individuen durch Diversität mehr Möglichkeiten erhalten, ihren eigenen Lebensstil individuell zu gestalten. Man muss aber sehr vorsichtig sein mit solchen Übertragungen, sie sind anfällig für das, was man in Natur gerne sehen möchte.

Kommen wir zu Ihren aktuellen Forschungsschwerpunkten. Als Juniorprofessor für Vegetationsökologie und Naturschutz beschäftigen Sie sich mit der Frage, wie sich Organismen, in Ihrem Fall Pflanzen, mit ihrer Umwelt auseinandersetzen. Was sind Ihre Forschungsfragen?

Wodurch sind Pflanzen angepasst an ihre Umwelt? Wie können sie reagieren, wenn sich die Umwelt ändert? Wir haben gegenwärtig sehr viele, sehr schnelle Umweltveränderungen in dieser Welt. Da geht es um Fragen der Vulnerabilität: Welche Pflanzen, Artengruppen und Ökosysteme sind verwundbarer durch Veränderungen? Welche Resistenzmöglichkeiten und welche Anpassungsstrategien gibt es?

Wie kann es sein, dass eine Pflanze letztlich ist, oder gut angepasst?

Gegenwärtig ist das eine große Frage in der Vegetationsökologie. Welche Ökosysteme sind verwundbarer, empfindlicher gegenüber dem Klimawandel als andere? Ich habe viel an mediterranen Pflanzengemeinschaften in Israel geforscht. Dort haben wir mit Kolleginnen und Kollegen herausgefunden, dass die Pflanzen dieser Ökosysteme zwar auf Klimawandel reagieren, aber deutlich weniger, als wir erwartet hatten. Vermutlich liegt das daran, dass es Ökosysteme sind, deren natürliche Umweltbedingungen sehr stark schwanken. Es gibt dort sehr unterschiedliche Niederschlagsverhältnisse von einem Jahr zum nächsten. Das heißt, alle Arten, die diesbezüglich empfindlich sind, sind dort in früheren Jahrtausenden verschwunden. Wenn du nicht tough bist, dann bist du nicht in dieser Ecke. Das bedeutet womöglich im Umkehrschluss, dass insbesondere solche Ökosysteme empfindlich sind, die bisher sehr stabile Bedingungen erfahren haben. Ein Beispiel dafür sind marine Ökosysteme, Korallenriffe und die Tiefsee, oder tropische Regenwälder, wo es

keine Jahreszeiten und nur schwache Temperaturschwankungen gibt. Diese Systeme sind möglicherweise empfindlicher, als Systeme, die unter natürlichen starken variablen Bedingungen evolviert sind. Dies sind wissenschaftliche Fragen, die gerade untersucht und diskutiert werden.

Wie gehen Sie vor, um diese Forschungsfragen zu untersuchen? Es sind doch sehr lange Zeiträume, um überhaupt Veränderungen festzustellen und erfassen zu können, wie eine Art auf Wandel reagiert.

Meist geht man exemplarisch und auf unterschiedlichen Skalen vor. Man untersucht zum Beispiel einzelne Arten, die typisch für ein bestimmtes Ökosysteme sind. Oder bestimmte Flächen mit ähnlichen Ökosystemen, die sich aber in definierten Umweltfaktoren unterscheiden. Die Auswahl von Arten und Flächen erfordert sorgfältige Planung. Ebenso die Durchführung. Während meiner Tätigkeit an der Universität Tübingen habe ich in einem deutsch-israelisch-jordanisch-palästinensischen Forschungsprojekt mitgearbeitet, wo über mehr als zehn Jahre auf Probeflächen in verschiedenen Klimaregionen künstlich Regenfall manipuliert wurde. Die Flächen wurden künstlich bewässert, durch eine Dachkonstruktion wurde Regen abgehalten. Wir konnten untersuchen, wie einzelne Arten und ganze Pflanzengemeinschaften auf diese veränderten Niederschlagsverhältnisse reagieren. Direkt in ihrem eigenen Habitat, in ihrem Lebensraum. In Israel gibt es sehr unterschiedliche Niederschlagsbedingungen auf sehr kleinem Raum. Zur Orientierung – Israel hat ein Drittel der Fläche Niedersachsens aber einen unglaublichen Niederschlagsgradienten von 1000 mm (wie am Harzrand) bis unter 100 mm, also Vollwüste. Man kann sehr gut untersuchen, wie sich Pflanzen an unterschiedliche Klimate anpassen, wie variabel sie sind – wir nennen das Plastizität. Hier möchte ich die guten Kontakte weiter pflegen, um die Kooperation zwischen der israelischen und der Hildesheimer Universität auszubauen.

Ihr zweiter Fokus ist der Naturschutz.

Durch Kooperationen mit Praktikern im Naturschutz entwickle ich Untersuchungen, die für beide Seiten von Vorteil sind.

In der Praxis werden oftmals Experimente durchgeführt, ohne dass sie wissenschaftlich begleitet werden, etwa bestimmte Pflege- oder Renaturierungsmaßnahmen. Es werden viele Daten aufgenommen, die dann aber kaum systematisch ausgewertet werden. Hier in der Region kann man fruchtbare Kooperationen aufbauen. In Potsdam habe ich zum Beispiel in Kooperation mit 15 Naturschutzgebieten die Häufigkeiten für bestimmte Orchideenarten aus 30 Jahren zusammengetragen und ausgewertet. Wir konnten für die Orchideenart *Dactylorhiza majalis* (Breitblättriges Knabenkraut) Aussagen treffen über ihre Empfindlichkeit gegenüber Klimawandel, Habitatverlust und Habitatveränderungen wie Eutrophierung und Entwässerung, was für viele Feuchtwiesenarten ein wichtiger Faktor ist. Welche Flächengröße braucht eine Art mindestens? Wir konnten zeigen, dass Populationen dieser Orchideenart sich auf kleinen verbleibenden Wiesenflächen deutlich schlechter entwickeln als Populationen in großen Habitaten. Diese Ergebnisse haben wir an die Naturschützer zurückgespielt. Mit den Fakten können wir belegen, dass der Verbund und die Vergrößerung von Flächen sinnvoll ist, um die Populationen dieser Art über zehn, fünfzig, hundert Jahre tatsächlich zu erhalten.

Blicken wir nach Hildesheim, eine Stadt mit 100.000 Einwohnern. Was kann eine Großstadt tun, um gute Bedingungen für die Natur zu erhalten? Jede Familie mit ihrem Haus hat einen Wirkungsraum.

Nur auf den Stadtraum bezogen gibt es in Hildesheim die Aktionsgruppe »Stadtgrün«, dort entwickeln Beteiligte aus der Stadt, Naturschutzorganisationen und der Universität Vorschläge, wie man Grünflächen ökologisch sinnvoller gestalten kann. Eine Möglichkeit ist, Parkwiesenflächen nicht so häufig zu mähen – mehr artenreiche Blumenwiesen statt englischer Rasen – Altbäume zu erhalten oder Dachflächen zu begrünen und Grünanlagen zu verbinden. Wichtiger ist aber, in einer Stadt nachhaltige Lebensstile zu unterstützen. Denken Sie an den Verkehr. Der ist in Hildesheim noch sehr stark auf die Bedarfe von Autos fokussiert, anstatt Alternativen wie ÖPNV, Fußgänger und Radfahren intensiv zu fördern. Denken Sie an den möglichen Attraktivitätsgewinn durch weniger Lärm,

Abgase und zubetonierte Parkflächen. Hier ist Hildesheim noch im 20. Jahrhundert.

Fühlen Sie sich als Wissenschaftler in der Region verankert?

Auf jeden Fall. Die angewandte Forschung und der Transfer der Forschung sind sehr wichtig. Ich möchte die Kooperationen zu regionalen Naturschutzakteuren ausbauen. Wir greifen auf bestehende alte Daten zurück und kombinieren diese mit neuen Untersuchungen, die von Studentinnen und Studenten in Abschlussarbeiten bearbeitet werden können. Wie verändern sich Flächen? Wie verändert sich die Häufigkeit bestimmter Arten in der Region? Welche Trends gibt es, welche Arten werden weniger oder mehr?

Forscherinnen und Forscher in Niedersachsen leisten bedeutsame Arbeit für die Gesellschaft, sagt Wissenschaftsminister Björn Thümler. Was haben die Menschen im Land von Ihrer Forschung?

Der entscheidende Appell der Ökologie an die Gesellschaft ist, über größere Zeiträume nachzudenken. Wir haben seit 250.000 Jahren den homo sapiens auf der Erde, seit vielleicht 40.000 Jahren in Europa. Wie viele Generationen wollen wir noch machen? Unter welchen Lebensbedingungen wollen wir leben? Wie können wir tatsächlich als Menschen, die wir mit Sicherheit ökologisch jetzt der stärkste Einflussfaktor auf dieser Erde sind, diesen Planeten so gestalten, um die Erde zu erhalten? Es geht nicht nur um wenige Jahre, sondern um Jahrhunderte. Wir müssen diesen Planeten mittlerweile managen, weil wir einfach zu große Effekte haben. Der Klimawandel ist eine Katastrophe, das Bevölkerungswachstum ist eine große Herausforderung, weil damit – nichts gegen die Menschen selbst – ein riesiger Ressourcen- und Landverbrauch verbunden ist. Wir zersiedeln den Planeten, bringen Umweltgifte ein, bauen Ressourcen ab – etwa Kohle, Erdöl oder seltene Metalle für Akkus und Elektronik. Wie viel wollen wir denn noch nutzen? Wir müssen über nachhaltige Nutzungsformen nachdenken und längere Zeiträume nachdenken. Da sehe ich die Ökologie und die Umweltsicherung in der Pflicht, dieses Denken zu schärfen.

Umweltsicherung und Naturschutz

Ein Team aus Geographie und Biologie bildet an der Universität Hildesheim Umwelt-Fachleute in den Studiengängen »Umwelt, Naturschutz und Nachhaltigkeitsbildung« (Master of Science) sowie »Umweltsicherung« (Bachelor of Science) aus. Den Bachelor haben seit 2007 rund 450 Studierende studiert, den Master seit 2014 etwa 100 Studierende. Die Studentinnen und Studenten befassen sich mit der Sicherung der natürlichen Lebensgrundlagen unseres Planeten.

Zu den Studieninhalten im Masterstudium gehören Umwelt- und Naturschutz, die Erfassung und Bewertung biologischer und geoökologischer Systeme, Umweltchemie und Ökotoxikologie sowie Probleme und Perspektiven nachhaltiger Entwicklung. Studentinnen und Studenten können sich für die Bereiche Mensch und Umwelt in historischer Perspektive, Angewandter Naturschutz oder Nachhaltigkeitsbildung spezialisieren.

Absolventinnen und Absolventen arbeiten zum Beispiel in den Bereichen Umweltsicherung und Umweltkommunikation, im Natur- und Umweltschutz bei Behörden, Verbänden oder Nichtregierungsorganisationen, in Planungsbüros und in der Umweltbildung bei staatlichen und freien Trägern. Etwa zwei Drittel der Bachelorabsolvierenden gehen in einen Master, die übrigen gehen zum Großteil in Planungsbüros und die öffentliche Verwaltung. Bei den Masterabsolvierenden gehen 40% in Planungsbüros, 40% in öffentliche Verwaltung und etwa 20% promovieren.

„Alle Ressourcen – ob Wasser, Luft oder Boden – auf unserer Erde sind beschränkt. Wir bilden unsere Studierenden dazu aus, dass sie über den umweltgerechten, nachhaltigen Einsatz dieser Ressourcen wissenschaftlich urteilen und beraten können. Die Nachfrage nach solchen qualifizierten Umweltnaturwissenschaftlerinnen und Umweltnaturwissenschaftlern ist in den letzten zehn Jahren stetig gestiegen. Begonnen haben wir mit acht Bachelorstudierenden pro Jahr, heute sind es 40 und darauf aufbauend weitere 20 im Master“, so der Geographieprofessor Martin Sauerwein.

In den Umweltstudiengängen lehren sieben Professorinnen und Professoren und zwanzig wissenschaftliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

DIVERSITY? WHAT IS DIVERSITY? V

We have been listening to people from all over the world, who had been studying or working as a researcher in Hildesheim. They sent us their associations about diversity. Answers from Istanbul, Maiduguri, Kairo, Chennai, Nairobi, Hildesheim and Jena.

Documented by Isa Lange

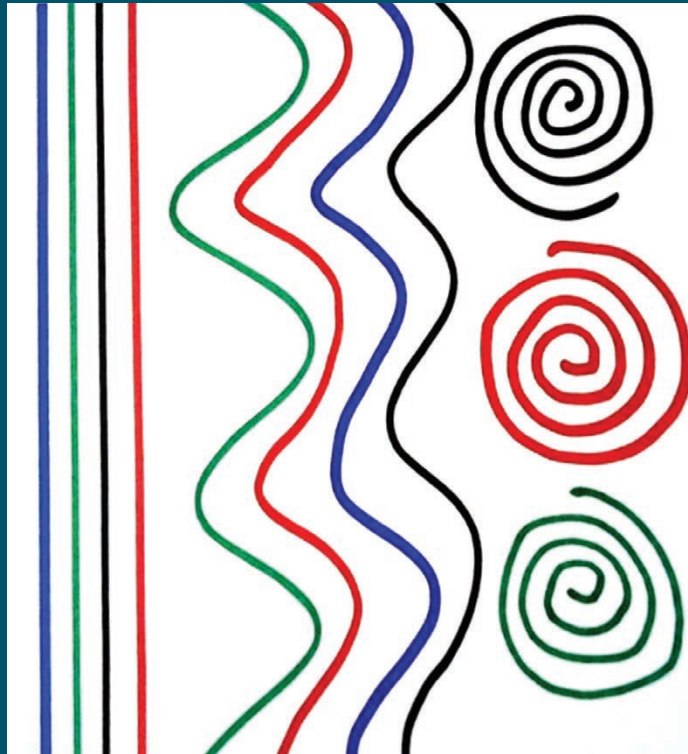
تغير
تواصل
تعدد
مشاعر
علاقات
دعم
سلام داخلي
تسامح
شباب دائم

DYNAMIC
INTERACTION
VARIETY
EMOTIONS
RELATIONS
SUPPORT
INNERPEACE
TOLERANCE
YOUTHFUL



Fatma Al Zahraa Abdulazim, Wissenschaftlerin an der Deutschen Abteilung der Pädagogischen Fakultät der Ain Shams Universität in Kairo, Ägypten. Ihre Doktorarbeit schreibt sie über »Präsuppositionmarker im Deutschen und Arabischen« an den Universitäten Hildesheim und Kairo.

„Der kontrastive Vergleich zweier Sprachen ist interessant. In der Forschung gelange ich zu Perspektiven und Erkenntnissen in beiden Sprachen. Die Forschungserkenntnisse sollen beim Deutschunterricht helfen.“ Sie wird von der Sprachwissenschaftlerin Prof. Dr. Elke Montanari betreut und hat die Annahme als Doktorandin am Fachbereich »Sprach- und Informationswissenschaften« im Rahmen eines binationalen Promotionsverfahrens (»Cotutelle«) in Kairo und Hildesheim beantragt. Sie ist Mutter eines kleinen Sohnes und vereinbart Familie, wissenschaftliche Lehre und Promotion. Im September 2019 wird sie die Uni Hildesheim besuchen.



A MULTIFACETED TREASURE

Diversity is a multifaceted treasure encrypted and sent to the world. The password is to understand and accept that everyone is unique in his own ways. Difference makes the world richer, offering everyone the chance to choose, the freedom to change and right to be distinct.

Lawan Cheri, Politikwissenschaftler, Doktorand in der DAAD-Graduiertenschule »Performing Sustainability: Cultures and Development in West-Africa« an der Universität Hildesheim und der Universität Maiduguri in Nigeria.



DIVERSITY? WHAT IS DIVERSITY? WHAT

DIVERSITY IS HARMONY, UNDERSTANDING AND FRIENDSHIP BETWEEN PEOPLE AND CULTURES. TO HAVE AN OPEN MIND TO HEAR AND ENJOY THE SOUNDS OF THE WORLD.

Dr. Lalitha Muthuswamy und Nandini Muthuswamy, Violinistinnen aus Chennai in Indien, Gastwissenschaftlerinnen am Center for World Music in Hildesheim. Nandini Muthuswamy schreibt ihr Doktorarbeit bei Professor Raimund Vogels über die Rolle musikalischer Ausdrucksformen in religiösen Ritualen in Tempeln in Indien.



WHAT IS DIVERSITY?

Diversity is more than tolerating and understanding the differences, it is all about respecting other people who are not the same with you and seeing the differences as richness. The things around us are very standard to us, but they are actually very different for someone else in somewhere in the World.

ÇEŞİTLİLİK NEDİR?

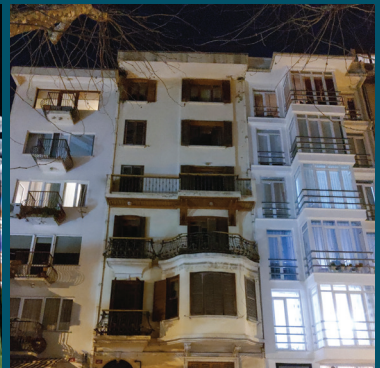
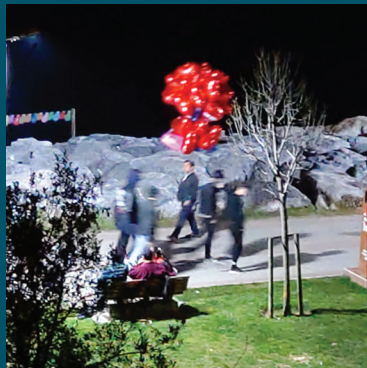
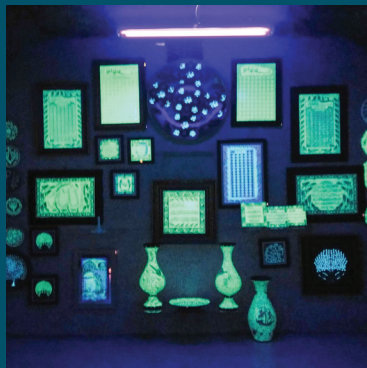
Çeşitlilik, farklılıkları hoş görme ve anlamaktan çok daha fazlasıdır. Bu, tamamen sizinle aynı olmayan insanlara saygı duymak ve farklılıkları birer zenginlik olarak kabul etmektir. Etrafımızdaki şeyler bize çok sıradan gelmekle birlikte aslında dünyanın başka bir yerindeki birisi için çok farklıdır.

Bengisu Erginer studied culture and music at University of Hildesheim. Back in Turkey, she went through Istanbul, Eskişehir, Antalya and Nevşehir. She says: Go through your life with open eyes, not with ready-made pictures.



T IS DIVERSITY? WHAT IS DIVER

Photos: Bengisu Erginer



WHAT IS DIVERSITY? WHAT IS DIVERSITY

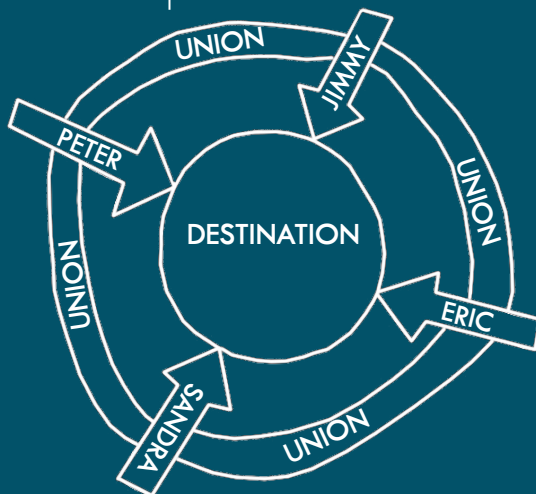


Prof. Dr. Emily Achieng Akuno, geboren 1962, Professorin an der Technischen Universität Kenia in Nairobi, Präsidentin des internationalen Musikrats der UNESCO. Akuno erforscht, wie die Künste gesellschaftlichen Wandel bewirken und welche Rolle sie im Leben von Kindern spielen. Gastwissenschaftlerin am Kulturpolitikinstitut der Uni Hildesheim.

Diversity are different ideas that connect people and bring development. [English]

Utofauti ni mawazo mbalimbali zinazo unganisha watu na kuleta maendeleo. [Kiswahili]

Pogruok en paro kod yore ma opogore ma kelo riwruok kod dongruok ne ji. [Dholuo]



I understand Diversity in this Way: All those four people are different. But they have all the same destination in fact they are connected with unity, which will help them to reach where they want to reach.

J.P. , Informatikstudent



HOW TO DEAL WITH DIFFERENCES?

Wie gehen wir mit Differenzen um? Die Frage ist nicht, wie man Differenzen loswerden kann, sondern, wie man mit ihnen umgeht. Das Problem der Identität und des Unterschieds ist seit langem eine zentrale Frage der Philosophie in den weltphilosophischen Traditionen. A zum Beispiel sagt zu B: „Du verstehst mich nicht, wenn du mich nicht so verstehst, wie ich mich selbst verstehe.“ Wenn die Identität das Verständnis definiert, gibt es kaum eine Chance in unserem Streben, den anderen zu verstehen. Wenn A dagegen zu B sagt: „Du kannst mich nicht verstehen, weil sich deine Ansichten so grundlegend von meinen unterscheiden“, dann ist Verständnis nicht möglich. Der eine unternimmt nicht die Mühe, den anderen zu verstehen. Das Missverständnis leitet er vielmehr aus seiner a-priori-Behauptung radikaler Unterschiede ab. Die zweiwertige Logik kennt nur das Ja und das Nein – Freunde und Feinde. Anders verstehen ist nicht unbedingt falsch verstehen, es sei denn, ein bestimmtes Verstehen verabsolutiert sich. Das Verstehenwollen und das Verstandenwerdenwollen gehen zusammen.

Ein Weg, mit Differenzen umzugehen, ist die Suche nach Überlappungen. Wenn Überlappungen restlos fehlen, dann haben wir Krieg und Gewalt. Wir müssen einen gangbaren Weg finden, der über Schnittmengen verläuft. Die Logik der Überlappung betont die empirische Präsenz von Perspektiven, die sich nicht gegenseitig ausschließen. Es gibt Ähnlichkeiten und Unterschiede. Überlappungen erkennen Unterschiede und nutzen Ähnlichkeiten. Ein genauerer Blick auf die Geschichte der Philosophie macht deutlich, dass der von der Philosophie zurückgelegte Weg voller gegensätzlicher, sogar widersprüchlicher Denk- und Verhaltensweisen ist. Wir müssen in unserer Sehnsucht nach Widerspruchsfreiheit lernen, mit der Mehrdeutigkeit umzugehen. Wir sollten lernen, zu vermeiden, eine Perspektive zu privilegieren, und wir sollten daran arbeiten, Überschneidungen zu ermitteln.

Meine Vorschläge, in allen Lebensbereichen menschlich zu sein, sind diese: Versuchen Sie, zwei Fiktionen nicht zu folgen: die Fiktion der totalen Identität und die Fiktion radikaler Unterschiede. Versuchen Sie, Mittel und Wege zu finden, um zu kommunizieren, obwohl es keinen Konsens gibt. Unterscheiden

Sie zwischen Einzigartigkeit und Absolutheit. Denken Sie daran, dass die Absolutheit der Wahrheit Ihres Denkmodells für Sie und diejenigen, die wie Sie denken, keineswegs die Falschheit anderer Denkweisen impliziert. Das Problem ist nicht, wie Sie Unterschiede beseitigen, sondern wie Sie damit umgehen.

Prof. Dr. Dr. h.c. Ram Adhar Mall, geboren 1937 in Indien, studierte in Kalkutta, Göttingen and Köln, Doktorarbeit an der Universität Köln und Habilitation an der Universität Trier. Der Philosoph ist seit 2014 Ehrendoktor der Universität Hildesheim. Er hielt jüngst den Hauptvortrag »How to deal with Differences? Logic of Identity, of Difference, and of Overlaps« auf dem XXIV World Congress of Philosophy in Peking.



Wie wollen wir das Zusammenleben in der Gesellschaft gestalten?

Prof. Dr. Hannes Schammann untersucht die Rolle der Kommunen in der Migrationspolitik.
Von Isa Lange (Text und Grafik) und Daniel Kunzfeld (Foto)

Hannes Schammann kennt Migrationspolitik nicht nur aus Büchern. Er hat als Referent für Grundsatzfragen im Bundesamt für Migration und Flüchtlinge gearbeitet, war Projektleiter für Migration bei der Robert Bosch Stiftung und koordinierte Integrationsprojekte in der Jugendsozialarbeit. Auch mit diesen Erfahrungen baut er in Hildesheim seit 2014 die angewandte und Grundlagenforschung zur Migrationspolitik auf, zunächst als bundesweit erster Juniorprofessor für Migrationspolitik, seit 2018 als Universitätsprofessor für Politikwissenschaft mit dem Schwerpunkt Migrationspolitik.

Er pendelt zwischen Theorie und Praxis und zwischen disziplinären Grenzen. „Migration bedeutet, dass ein Mensch die ganze Vielfalt seines Lebens an einen neuen Ort mitbringt. Das kann keine Fachrichtung alleine erfassen, wir sind verpflichtet zur Zusammenarbeit. Das fasziniert mich an der Migrationsforschung“, sagt Hannes Schammann. Gemeinsam mit fünf wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen arbeitet er daher in Forschungsverbänden mit Teams aus Soziologie, Sozialgeographie, Erziehungswissenschaft oder Computerlinguistik. „Wir interessieren uns für menschliches Handeln, das Regelungen und Steuerungsmechanismen im Umgang mit Migration und migrationsbedingter Vielfalt zum Ziel hat“, beschreibt Schammann die politikwissenschaftliche Perspektive.

Die Rolle der Kommunen in der Migrationspolitik

Während ein großer Teil der Politikwissenschaft auf Nationalstaaten oder internationale Organisationen blickt, konzentriert sich die Hildesheimer Forschungsgruppe derzeit stark auf Städte und Gemeinden (siehe Grafik Seite 53). „Migrationspolitische Entscheidungen auf EU- oder Bundesebene bleiben häufig unklar. Um Konflikte beizulegen, einigt man

sich auf vage und teils widersprüchliche Regelungen. Kommunen können sich nicht hinter ambivalenten Vorgaben verstecken. Sie müssen sie in konkrete Praxis umwandeln. Oft entscheidet sich daher erst auf der kommunalen Ebene, ob und wie ein Gesetz wirkt“, sagt Schammann. „In unserer Forschung zeigen wir, dass Kommunen mehr politischen Gestaltungsspielraum haben, als viele Experten und die Kommunen selbst es manchmal für möglich halten.“

Städte und Gemeinden nehmen auch Einfluss auf übergeordnete Ebenen und versuchen, Zuwanderung mitzugestalten. Etwa bei der »Wohnsitzauf-lage«: „Städte können in Niedersachsen sagen: Wir wollen nicht, dass anerkannte Flüchtlinge in unsere Stadt ziehen. Salzgitter macht das. Die Stadt sagt, sie hat einen zu starken Zuzug aus ganz Deutschland, da der Wohnraum günstig ist und bereits Communities dort leben, die als Magnet wirken. Das will die Stadt nicht mehr und hat mit dem Land einen Zugusstopp ausgehandelt. Andere Kommunen – Goslar, gar nicht weit weg – würden gerne mehr Menschen aufnehmen.“ Das gilt auch für Städte in anderen Ländern Europas, wie Palermo, Barcelona und Danzig, die sich zum Teil gegen ihre Nationalstaaten stellen und anbieten, mehr Geflüchtete bei sich aufzunehmen. Auch Hildesheim hat sich der »Seebrücke«, einer Initiative von rund 50 deutschen Städten zur Seenotrettung, angeschlossen.

Wie gestaltet eine Kommune das Zusammenleben? Alle sind gefragt, einen Beitrag zu leisten

Migration betrifft alle Politikfelder und die gesamte Gesellschaft vor Ort. Daher müssen alle gemeinsam überprüfen, ob die bisherigen Strukturen noch passen, das gilt für die Wirtschaft wie für die Wohlfahrtsverbände, Schulen, Sportvereine, Gesundheits-

Der Politikwissen-
schaffler Hannes
Schammann untersucht
die Gestaltungs-
spielräume von
Städten, Landkreisen
und Gemeinden in der
Migrationspolitik.



versorgung, Universitäten. Wie gehen Kommunen damit um? „Besonders erfolgreich ist lokale Migrationspolitik, wenn sie es schafft, all diese Akteure zusammenzubringen. Wenn jeder seinen Beitrag festschreibt und man gemeinsam überprüfbar Ziele vereinbart“, so Schammann. Beispielsweise könnte die Wirtschaft eine bestimmte Zahl an Praktikums- oder Ausbildungsplätzen zur Verfügung stellen, die IHK könnte eine Beratungsstelle zur Anerkennung von ausländischen Abschlüssen einrichten, und die Schulen arbeiten mit Migrationsberatungsstellen zusammen. Alle zusammenzubringen, ist die Aufgabe der lokalen Verwaltung. Städte wie Stuttgart, Frankfurt und Wuppertal, der Landkreis Osnabrück machen das seit Jahrzehnten. In Hildesheim hat die Verwaltung kürzlich ein Integrationskonzept vorgelegt. „Dabei handelt es sich um eine Selbstverpflichtung der Verwaltung, ein erster wichtiger Schritt.“

Die Hildesheimer Forschungsgruppe untersucht in einem Projekt mit der Universität Erlangen derzeit 100 städtische und ländliche Kommunen in ganz Deutschland, spricht in rund 200 einstündigen Interviews mit Verwaltungsmitarbeitern in Rathäusern und zivilgesellschaftlichen Organisationen. Eine Studie in diesem Ausmaß, die qualitative Forschung mit einer hohen Fallzahl verbindet, gab es bisher nicht. Mit dem Datenmaterial, das mittelgroße Städte wie Braunschweig, Koblenz oder Jena und Landkreise wie Marburg-Biedenkopf, Vorpommern-Greifswald oder Ravensburg umfasst, können Hannes Schammann und die Doktorandinnen Sandra Müller und Franziska Ziegler Aussagen über Migrationsprozesse in strukturschwachen und strukturstarken Regionen treffen, Bundesländer vergleichen und vielversprechende Kooperationsstrukturen zwischen Verwaltung und Ehrenamt identifizieren.

Liegt auf kommunaler Ebene eine Lösung für eine faire Verteilung von Geflüchteten in der EU?

In einem weiteren Forschungsprojekt untersucht das Team gemeinsam mit Kolleginnen und Kollegen aus Chemnitz, Erlangen und Braunschweig Landkreise in vier Bundesländern (Sachsen, Hessen, Niedersachsen und Bayern), spricht dazu mit Geflüchteten, Verwaltungsmitarbeitern und Ehrenamtlichen und erstellt bevölkerungsrepräsentative Umfragen. Christin Younso und Hannes Schammann erhoffen sich davon auch Antworten auf die Frage, wie sich Aktivitäten zur Entwicklung ländlicher Räume mit Integrationspolitik verbinden lassen.

In einem dritten Forschungsprojekt untersucht das Team den Einfluss von Städten und Städtenetzwerken auf europäische Migrationspolitik. Christiane Heimann und Hannes Schammann befinden sich

mit ihren Erlanger Kolleginnen dabei in einem brennend aktuellen Themenfeld. Aus diesem Grund spielen sie Zwischenergebnisse ihrer Forschung auch immer wieder in die Politik zurück. Kürzlich haben sie Empfehlungen für eine neue Schlüsselrolle der Kommunen in der Flüchtlings- und Asylpolitik der EU vorgelegt. Dabei geht es unter anderem um die Verteilung von Geflüchteten. „Die Realität sieht derzeit so aus: Es wird zugeteilt, weder Kommunen noch Geflüchtete haben ein effektives Mitspracherecht, wo sie hinkommen“, so Schammann. „Unser Vorschlag ist, eine Art Matching-Verfahren einzuführen, das sowohl die Interessen der Geflüchteten wie der Kommunen berücksichtigt – zwei Parteien, die am meisten betroffen sind, die bisher aber kaum gehört werden. Wenn man vorher fragt, wo Menschen hinwollen, ob sie eher ländlich oder städtisch leben wollen, welche beruflichen Pläne sie haben, kann man effektiv Sekundärmigration verringern und Integration erfolgreicher machen.“ Die Ideen hat das Team unter anderem in Berlin, Brüssel und Paris vorgestellt und ist auf großes Interesse gestoßen. Eine EU-weite Umsetzung sieht Schammann derzeit noch nicht, aber: „Man könnte ein solches Matching durchaus auf Ebene eines Bundeslandes ausprobieren. Es wäre möglich, dass Niedersachsen ein Pilotprojekt startet.“

Hasskommentare und Reaktionen auf Forschung

Hannes Schammann und Franziska Ziegler untersuchen in einem vierten Forschungsprojekt mit Hildesheimer Kolleginnen und Kollegen aus Politikwissenschaft, Soziologie und Computerlinguistik die Debatten über Solidarität im Kontext von Migration. Das Team arbeitet unter anderem heraus, ob sich über die letzten Jahre hinweg Entsolidarisierungseffekte feststellen lassen. Und auch wenn die Ergebnisse dieses Projektes noch nicht vorliegen: Dass die Debatte um Migration polarisierter geworden ist, bekommt Hannes Schammann selbst immer wieder zu spüren. „Der Wind, der uns aus der Öffentlichkeit ins Gesicht bläst, ist schärfer geworden. Reaktionen auf unsere Forschungsergebnisse etwa in Kommentarspalten online sind teilweise voller Hass. Sie sprechen der Wissenschaft als vermeintlich staatlich bezahltem Propagandaorgan jeglichen Beitrag zur Wahrheitsfindung ab. Es entwickelt sich in manchen Regionen ein Klima der Angst, das Thema pragmatisch und lösungsorientiert anzugehen – das macht mir Sorgen“, sagt Schammann. „Es gibt Kolleginnen und Kollegen, die können in bestimmte Regionen in Deutschland nur noch mit Polizeischutz gehen. Wir erleben eine Verrohung der Debatte und einen Verzicht auf Argumentation. Das macht es auch herausfordernd, unsere Ergebnisse an die Öffentlichkeit zu tragen.“

Um die öffentliche und die akademische Debatte einander näher zu bringen, hat Hannes Schammann eine Forschungs- und Transferstelle zur Migrationspolitik eingerichtet, die eng mit dem Zentrum für Bildungsintegration kooperiert. Seit 2019 ist Dr. Danielle Gluns in Hildesheim und initiiert in der Region und weit darüber hinaus Kooperationen zwischen Praxis und Forschung. In ihren ersten Wochen hat sie unter anderem den Arbeitskreis »Transfer in der Fluchtforschung« mit Expertinnen und Experten aus ganz Deutschland gegründet. Hildesheims Erster Stadtrat Malte Spitzer war von der Idee begeistert und beim Gründungsworkshop mit von der Partie. „Gerade unsere Hildesheimer Partner aus Zivilgesellschaft und Verwaltung freuen sich sehr, dass die Universität diese ungewöhnliche Stelle geschaffen hat. Hochschulen können die Debatte und gesellschaftliche Auseinandersetzung um Migration nämlich durchaus mitgestalten“, sagt Schammann. Dies gilt auch für die Lehre. „Im Hildesheimer Lehramtsstudium befassen sich Studentinnen und Studenten aller Fächer mit der Frage, wie sie im Beruf mit Diversität umgehen. Unsere Arbeitsgruppe bietet Seminare an, wie man etwa mit dem Thema Flucht und Migration im Unterricht umge-


hen kann. Kinder bringen immer wieder tendenziöse und unreflektierte Meinungen über andere Gruppen mit in den Klassenraum, das gilt auch für Geflüchtete verschiedener Konfliktparteien. Die Lehrkraft sollte dies als Chance sehen, über Diversität und sozialen Zusammenhalt zu sprechen.“

Wenig hält Schammann dagegen von Bestrebungen, durch normativ orientierte Forschung und Lehre eine »postmigrantische« Gesellschaft zu propagieren. „Das Etikett postmigrantisch verführt zu der Annahme, man hätte Migrationsbewegungen irgendwann hinter sich und könnte sich dann in Ruhe mit der entstandenen Vielfalt arrangieren. Doch zu unserer Realität gehört, dass es permanent Zuwanderung und Abwanderung gibt. Das hört nicht einfach auf“, sagt Schammann. „Eine häufig wechselnde migran-tische Präsenz ist Teil von modernen Gesellschaften. Das müssen wir nicht idealisieren, sondern akzeptieren. Es bedeutet auch, dass wir immer wieder neu um gesellschaftlichen Zusammenhalt ringen müssen.

Dafür braucht man Orte, wo man Streit austragen kann, wo man den jeweils anderen ernst nimmt, und wo man sich auf Argumente einlässt. Unsere Universität ist ein solcher Ort.“



Quelle: Arbeitsgruppe Migrationspolitik, Universität Hildesheim



Ein Zusammenspiel
vieler Faktoren
beeinflusst das Erlernen
von mehreren Sprachen:
etwa das familiäre,
soziale und schulische
Umfeld, in dem ein
Kind aufwächst, sowie
individuelle kognitive
Fähigkeiten.

Es gibt zwischen 6000 und 7000 gesprochene Sprachen. Im Interview äußern sich Prof. Dr. Kristin Kersten und Prof. Dr. Werner Greve über den Erwerb mehrerer Sprachen und die Einflussfaktoren auf die sprachliche Entwicklung. Die Sprachwissenschaftlerin untersucht am Institut für englische Sprache und Literatur der Universität Hildesheim, wie sprachliche Entwicklung verläuft und wie mehrere Sprachen miteinander verknüpft sind. Sie erforscht das frühe Fremdsprachenlernen in Kindergärten und Grundschulen. Der Entwicklungspsychologe beschäftigt sich am Institut für Psychologie mit den systematischen Veränderungen über die Lebensspanne – also nicht mit zufälligen Ereignissen, die einzelnen Personen passieren, sondern mit dem, was verschiedenen Personen an Veränderungen gemeinsam ist, und der Frage, ob es dafür allgemeine Muster oder Gesetze gibt.

Von Isa Lange (Interview) und Daniel Kunzfeld (Foto)

Unsere verschiedenen Sprachen sind permanent aktiviert

Warum arbeiten Sie zusammen?

Kristin Kersten: Ich finde es faszinierend, mit Kolleginnen und Kollegen der Pädagogischen Psychologie und Entwicklungspsychologie zusammenzuarbeiten, wir ergänzen uns in den Perspektiven und entwickeln im Miteinander neue Ideen und methodische Zugänge. In der angewandten Linguistik beschäftigen wir uns damit, wie mehrsprachige Kinder in unseren Kitas und Schulklassen lernen, wie sich ihre Sprachen und ihre kognitiven Fähigkeiten entwickeln. Die Kooperation mit der Grundlagenforschung trägt zu dem Wissen bei, auf welcher Basis wir pädagogisch handeln.

Werner Greve: Die Forschung leidet unter der wachsenden Spezialisierung, das gilt innerhalb der Fächer und erst recht zwischen den Fächern. Wir alle müssen uns auf immer engere Gebiete konzentrieren. Eine der Stärken der Universität Hildesheim ist, dass wir hier kaum daran vorbeikommen, über die

Grenzen unserer Spezialisierungen hinweg zusammenzuarbeiten. Das hilft uns auch persönlich: man braucht in interdisziplinären Forschungszusammenhängen einen Vertrauenskredit. Die Diversität auf der Ebene der Forschungszugänge macht Forschung besser, indem alle Beteiligten mehr Theorien und Methoden einbeziehen, Anwendung- und Grundlagenforschung verbinden.

Was untersuchen Sie in Ihren Studien?

Kristin Kersten: In unserer Forschung untersuchen wir, welche Einflussfaktoren mit der Mehrsprachigkeit zusammenhängen. Dazu analysieren wir die Entwicklung sprachlicher und kognitiver Fähigkeiten von Kindern in der Kita und in der Grundschule, schauen uns an, welche unterschiedlichen sozialen und familiären Voraussetzungen die Kinder mitbringen, und erfassen die Sprachverwendung im Unterricht. Wir möchten wissen, was genau im sprachlichen Input der Lehrkraft den Spracherwerb

der Kinder begünstigt und vergleichen reguläre Schulprogramme mit bilinguaem Unterricht. Wir untersuchen Gelingensbedingungen, unter denen bilingualer Unterricht implementiert wird.

Welche Einflüsse gibt es, die Kinder darin prägen, wie sie sich entwickeln?

Kristin Kersten: Wir fragen uns zum Beispiel, wie das gesamte familiäre, soziale und schulische Umfeld, das ein Kind erlebt und in dem es aufwächst, sowie individuelle kognitive Fähigkeiten wie Intelligenz und Gedächtnisleistung, Einstellungen, Motivation und sprachliche Entwicklung zusammenwirken. Dieses Zusammenwirken beeinflusst letztlich auch die Bildungslaufbahn und die ganze Biographie eines Kindes. Diese psycholinguistischen Fragen verknüpfen wir mit der Sprachdidaktik: Wie können Erzieherinnen und Erzieher und Lehrerinnen und Lehrer in Kita und Schule mit Kindern interagieren, um diese Entwicklung zu befördern, und intervenieren, wo Kinder von zu Hause ungünstige Voraussetzungen mitbringen? Wir interessieren uns für die Fähigkeiten, Einstellungen und Methoden des pädagogischen Personals und ihr Lehrmaterial. Dabei ist es wichtig, all diese Faktoren differenziert zu betrachten. Sie entfalten ihre Wirkung nicht isoliert, sondern im Zusammenspiel. (*siehe Grafik*)

Welche Rolle spielt im Spracherwerb die Familie?

Kristin Kersten: Aus vielen soziologischen und sprachwissenschaftlichen Studien wissen wir, dass die Familie einen starken Einfluss hat. Wir sehen auch in unseren Daten, dass der Sprachstand eines Kindes unter anderem davon abhängt, wieviel das Kind zuhause sprachlich gefördert wird. Dazu fragen wir die Eltern, wieviel und auf welche Weise sie mit ihrem Kind sprechen, lesen und welche Aktivitäten sie zusammen durchführen. Einige Studien zeigen, dass Familien mit hohem sozio-ökonomischen Hintergrund durchschnittlich mehr kognitiv stimulierende Aktivitäten und komplexere sprachliche Stimulationen im Umgang mit ihren Kindern verwenden – etwa: dem Kind zuhören, mit ihm reden, Geschichten erzählen, Wortspiele spielen, Briefe schreiben, Lieder singen, über alltägliche Ereignisse sprechen oder in Büchereien gehen. Je höher der Bildungsabschluss der Mütter, desto stärker scheinen sie sprachförderliche Aktivitäten zu verwenden. Und je mehr sie dies tun, desto höher ist im Durchschnitt die Sprachbewusstheit des Kindes. Diese Befunde führen uns zu der Frage: Wenn Kinder zuhause nicht in diesem Maße gefördert werden, können Institutionen diese fehlende Förderung auffangen? Erste Ergebnisse weisen darauf hin, dass intensive zweisprachige Schulprogramme

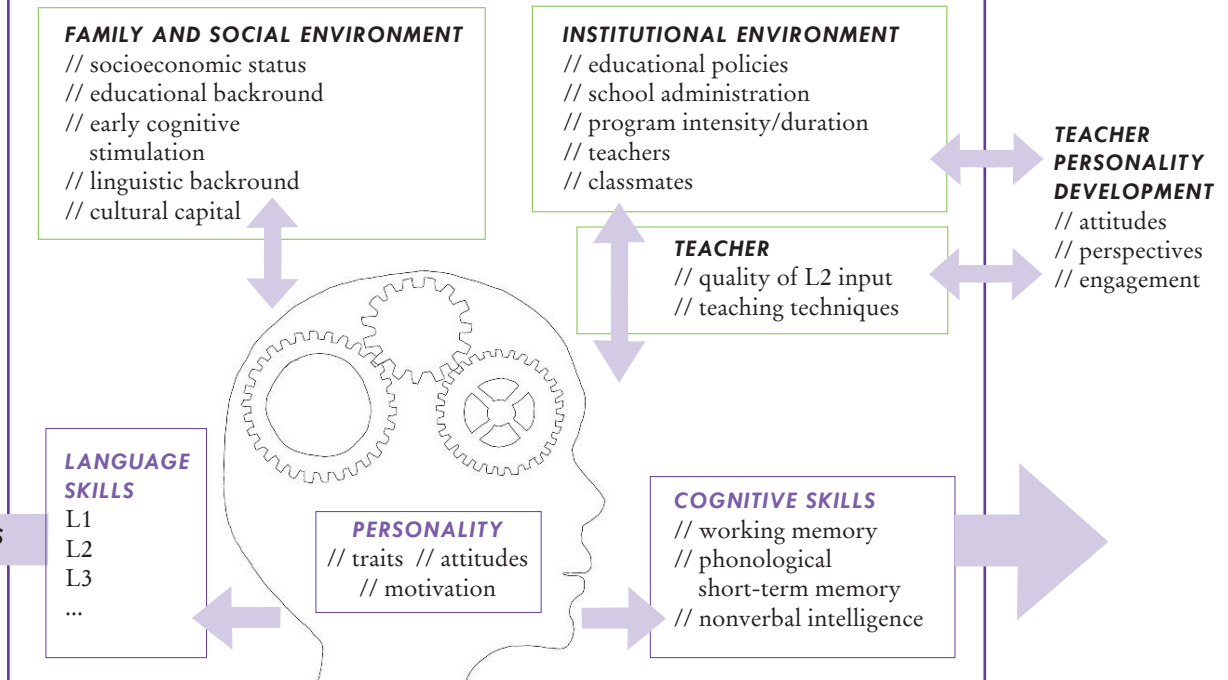
mit sprachförderlichen Ansätzen diese Nachteile in der kognitiven und sprachlichen Entwicklung möglicherweise zum Teil ausgleichen können. Das sind vielversprechende Befunde, für die wir aber noch viele weiterführende Untersuchungen benötigen.

Werner Greve: Die Familie ist allerdings ja nicht nur die Art und Weise, wie ich interagiere und welche Bücher ich lese, sondern auch das genetische Erbe meiner Eltern. Die Gehirnentwicklung ist von sozialer Stimulanz abhängig, aber eben auch von den biologischen Voraussetzungen. Wichtig ist, dass diese Einflüsse nicht nebeneinander stehen, nicht addiert werden, sondern in sehr komplexen Wechselwirkungen zusammenwirken. Wir wissen nicht sehr viel darüber, wie das im Einzelnen geschieht.

Welche Rolle spielen die Lehrerinnen und Lehrer im mehrsprachigen Unterricht? Was haben Sie an Grundschulen herausgefunden?

Kristin Kersten: In zwei Forschungsprojekten beobachten wir den Englischunterricht an regulären und an bilingualen Grundschulen, von fachfremden sowie nicht fachfremden Lehrkräften. Wenn Lehrkräfte in der Fremdsprache sprechen, verstehen die Kinder die Sprache zunächst nicht. Das bedeutet, die Lehrkräfte müssen alle Aktivitäten einbetten, zum Beispiel durch handlungsbegleitenden Einsatz von Sprache, durch Wiederholungen, Betonungen und jegliche Form von Visualisierung und Kontextualisierung. Lehrerinnen und Lehrer sorgen mit der Verwendung der Sprache, der Aufbereitung der inhaltlichen Themen und der Auswahl der Lernmaterialien für die direkten Stimuli für den Erwerb von Sprache und Fachinhalten. Das gilt nicht nur für den Fremdsprachenerwerb, sondern für jegliche Form von sprachgebundenem Unterricht. Ein reicher, verständlicher sprachlicher Input mit vielen Wiederholungen, Umschreibungen, Erklärungen und Synonymen, eingebettet in natürliche, authentische Themen und bedeutungsvolle Kommunikation und Interaktion, bei dem die Kinder unterstützt werden, Sprache selbst zu verwenden und Rückmeldung für ihre Äußerungen zu bekommen, stellen positive Anregungen zum Lernen dar, die verschiedene Hirnareale aktivieren und reichhaltige Verknüpfungen sowie die Speicherung im Gedächtnis fördern. Je länger und intensiver ein Kind Kontakt zur Sprache hat, und je stärker die Sprache in Inhalte eingebettet ist, desto besser. Die moderne Sprachdidaktik entfernt sich immer weiter von früheren Übungsformen mit Grammatik- und Vokabelpauken. In unseren Studien finden wir, dass Lehrkräfte im bilingualen Unterricht all diese Strategien im Durchschnitt signifikant häufiger verwenden als Fremdsprachenlehrkräfte im normalen Englischunterricht.

EINFLUSSZUSAMMENHÄNGE IM SPRACHLICHEN ENTWICKLUNGSPROZESS



nach Kersten 2019

Was möchten Sie mit Ihrer Forschung erreichen?

Kristin Kersten: Unser Wunsch ist es, im Laufe der Jahre einen großen Datensatz von Lernern, Pädagoginnen und Pädagogen und Lehrkräften mit reichhaltigen Informationen über alle Probanden aufzubauen, um differenzierte Untersuchungen zu den Einflussfaktoren auf die sprachliche Entwicklung durchführen zu können. Häufig werden in der Forschung nur einzelne Zusammenhänge betrachtet – wie wirkt der sozioökonomische Hintergrund auf die Sprachentwicklung oder welchen Einfluss hat die Intelligenz? Dabei ist es wichtig, einzelne Lerner nicht losgelöst aus dem Umfeld zu betrachten, sondern das gesamte komplexe System einzubeziehen.

Werner Greve: Neben einem angewandten Fokus können Projekte wie diese, die außerhalb des Labors laufen, uns zugleich auch etwas darüber lehren, wie die Welt in ihrer komplizierten Realität funktioniert. „Unübersichtlich“ muss nicht „komplett rätselhaft“ bedeuten. Auch das ist ein Teil des Gewinns der Zusammenarbeit über disziplinäre Grenzen hinweg.

Wie früh kommen mehrere Sprachen in das Leben eines Menschen?

Werner Greve: Auf der einen Seite wachsen viele Menschen direkt mit mehr als einer Sprache auf, auf der anderen Seite gibt es viele Menschen, die niemals

mehr als eine Sprache sprechen werden. Auch der Erwerbszeitpunkt kann sehr variieren: Ich kann natürlich auch mit 40 Jahren noch eine neue Sprache lernen. Es kommt ja auch immer darauf an, für welche Funktion man die Sprache braucht. Um im Urlaub einzukaufen, brauche ich nur einen begrenzten Wortschatz für Brötchen und Obst, wenn ich einen wissenschaftlichen Aufsatz schreiben möchte, ist der Akzent egal, aber die Grammatik umso wichtiger. In dem Maße, in dem die Welt vernetzter wird, werden wir mehrere Sprachen brauchen, solange wir nicht eine Metasprache haben. Es gibt ein paar Bereiche, in denen wir uns auf eine Sprache geeinigt haben – etwa Englisch im Luft- und Seeverkehr. Im Wissenschaftsbereich denkt man gerne, Englisch sei die lingua franca – das stimmt aber nur im Westen, und nicht für alle Disziplinen. Außerdem: Fast die halbe Menschheit spricht Chinesisch, in Subsaharaafrika ist Französisch viel wichtiger, und unterhalb des Panamakanals spielt Spanisch eine viel größere Rolle als Englisch. Sprache ist einerseits ein Produkt von Entwicklung, wir lernen Sprachen durch die Interaktion mit anderen. Aber Sprache ist auch ein Motor nicht nur für das soziale Miteinander, sondern auch für das Denken. Wir denken in Begriffen, sobald wir ernsthafter, elaborierter denken. Die Sprache rahmt und beeinflusst unser Denken.

Warum ist es bedeutsam zu untersuchen, wie wir mit Sprachen umgehen?

Kristin Kersten: Sprache hat viel mit Identität zu tun, gerade bei Kindern, die früh mit mehreren Sprachen aufwachsen oder irgendwann biografisch in eine andere Sprache hinüberwechseln. Sprache ermöglicht uns den interkulturellen Austausch mit Menschen aus anderen Sprachgemeinschaften. Informationen darüber, wie wir sie besonders effektiv lernen, und damit auch die Inhalte, die mit ihnen kodiert werden, ist für die Fachdidaktik höchst relevant. Aus sprachwissenschaftlicher Sicht ist es interessant, herauszufinden, wie diese Sprachen im Gehirn abgebildet, gespeichert und verarbeitet werden. Werden sie gemeinsam oder unabhängig voneinander gespeichert, stören die sich gegenseitig, gibt es positiven Transfer oder negative Interferenzen, gibt es Verbindungen zu anderen kognitiven Fähigkeiten?

Das möchte ich gerne wissen. Was passiert im Kopf, wenn wir zwei Sprachen gleichzeitig benutzen? Wie beeinflussen sich die Sprachen, die sich in meinem Kopf entwickeln?

Kristin Kersten: Neuere Studien zeigen, dass das Gehirn beide Sprachen in denselben Hirnarealen verarbeitet – was die neurokognitiven Untersuchungen nicht einfach macht. Bei wenig entwickelten Sprachen scheint jedoch die rechte Gehirnhälfte stärker in kompensatorische Strategien eingebunden zu sein. Die jüngere Forschung geht auch davon aus, dass bei mehrsprachigen Sprechern unsere ver-

schiedenen Sprachen permanent aktiviert sind. Das ist notwendig, damit jemand, der zum Beispiel mit einer Umgebungssprache und einer Familiensprache lebt, schnell zwischen beiden Sprachen hin- und herwechseln kann. Das nennt man den »bilingualen Modus«. Für das Gehirn bedeutet es einen gewissen Energieaufwand, die jeweils andere Sprache zu unterdrücken – sonst könnten wir den Sprachwechsel gar nicht kontrollieren. Wir können aber auch zwischen Sprachen mitten im Satz hin- und herwechseln – dieses »Code-Switching« lässt sich in mehrsprachigen Gemeinschaften sehr häufig beobachten. Das Vorurteil, »Code-Switching« führe zu Verwirrung, lässt sich wissenschaftlich nicht belegen.

Werner Greve: Vielleicht ist das nicht nur fordernd, sondern auch fördernd. Wenn wir früh die Gelegenheit oder Notwendigkeit haben, in mehr als einer Sprache zu kommunizieren, dann üben wir vielleicht das Umschalten. Möglicherweise kann uns das auch bei anderen Aufgaben helfen, in denen Umschalten wichtig ist – etwa bei der Bewältigung von Lebensaufgaben, in denen es hilfreich wäre, mehr als eine Perspektive auf das Problem einzunehmen. Wenn man zeigen könnte, dass das kognitiv sogar einen fördernden weil fordernden Aspekt hat, wäre das eine wichtige Aussage. Wir kennen diese Prozesse aber noch nicht sehr genau.

Kristin Kersten: In der Psycholinguistik zeigen Untersuchungen, dass dieses Hin- und Herwechseln und das permanente Aktivieren und Unterdrücken eines der Sprachsysteme kognitive Auswirkungen haben kann. So finden einige Studien, dass Sprecher mit einer hohen Kompetenz in zwei Sprachen kognitive Vorteile etwa in der metasprachlichen Bewusstheit, der Aufmerksamkeitskontrolle, bestimmtem Problemlösungsverhalten bei kreativem oder divergentem Denken, dem Wechsel zwischen unterschiedlichen Aufgaben (genannt exekutive Kontrolle) und dem Kurzzeitgedächtnis haben können. Dieser »bilinguale Effekt« oder »bilinguale Vorteil« wird zurzeit stark diskutiert. Andererseits gibt es Befunde, dass Kinder, bei denen beide Sprachen nicht altersgemäß erlernt worden sind, bestimmte kognitive Defizite haben können, was wiederum viele didaktische Implikationen hat. Spannend ist die Frage, ob sich solche Effekte schon beim Fremdspracherwerb in der Schule finden, oder nur bei Sprechern, die ihr Leben lang zweisprachig aufgewachsen sind. Die ersten Befunde zeigen tatsächlich, dass solche Vorteile auch schon bei Kindern in bilingualen Grundschulen zu finden sind, in denen die Kinder einen relativen hohen Sprachstand in der Fremdsprache erreichen. Genau dies untersuchen wir gerade in unseren Forschungsprojekten. Interessant ist aber auch die Frage, was es für mehr-

SPRACHLICHE ENTWICKLUNG IN DER FRÜHEN KINDHEIT

Ziel der Erforschung des Zweitspracherwerbs ist es, zu erklären, welche Prozesse beim gleichzeitigen Erlernen zweier Sprachen oder einer weiteren Sprache nach der Muttersprache ablaufen, und welche Faktoren sie beeinflussen.

Ergebnisse einer Studie von Professorin Kristin Kersten mit 210 deutschen, belgischen und schwedischen drei- bis sechsjährigen Kindern in neun bilingualen Kindergärten mit Englisch zeigen, dass die Intensität und die Kontaktdauer zur Fremdsprache sowie die Qualität des sprachlichen Inputs der Erzieherinnen und Erzieher einen signifikanten Effekt auf das Wortschatz- und Grammatikverständnis haben.

Mehrsprachigkeit kann zu Vorteilen in der kognitiven Entwicklung der Kinder führen. Kinder, die bilingual aufwachsen und bei denen beide Sprachen gut entwickelt sind, können im Vergleich zu einsprachigen Kindern einen Vorteil im Arbeitsgedächtnis, im Sprachbewusstsein und in der Fähigkeit, zwischen Aufgaben hin- und herzuwechseln entwickeln. Unklar ist bisher, ab welchem Grad der Beherrschung beider Sprachen sich solche Effekte einstellen.

sprachige Kinder bedeutet, wenn ihnen erlaubt oder verboten wird, ihre Sprachen in der Schule zu sprechen. Häufig hat das auch etwas mit dem sozialen Prestige der jeweiligen Sprache zu tun. Neuere didaktische Ansätze, zum Beispiel das »Translanguaging«, mit dem sich auch Elke Montanari, Professorin für Deutsch als Zweitsprache, befasst, nehmen das Kind mit all seinen sprachlichen Ressourcen an und binden diese in die Interaktionen mit ein. Dies erfordert oft ein Umdenken und einen völlig neuen Zugang seitens der Lehrkraft, die sich didaktische Mittel überlegen muss, Raum für alle Sprachen zu geben und die Mehrsprachigkeit aktiv zu fördern, auch wenn sie nicht alle Sprachen selbst spricht. Hier muss vielmehr dem einzelnen mehrsprachigen Kind eine ganz aktive Rolle zukommen.

Was passiert mit zunehmendem Alter beim Spracherwerb – kann man sagen: Je früher, desto besser?

Kristin Kersten: Man sollte vielleicht eher sagen, „je früher, desto anders“. In den 1960er Jahren ging eine einflussreiche Hypothese davon aus, dass es kritische Phasen gibt und man nach der Pubertät eine Sprache nicht mehr gut erlernen kann. Auch wenn man sich von dieser sehr kategorischen Vorhersage mittlerweile verabschiedet hat, sieht man in vielen Studien deutliche Alterseffekte. Allerdings muss man diese differenziert betrachten. Zum Teil scheinen ältere Lerner schneller einen Zugang zur Fremdsprache aufbauen zu können, möglicherweise weil sie andere kognitive Strategien zu Hilfe nehmen können. Bei jüngeren Lernern dauert der Aufbau des Sprachsystems oft etwas länger, aber es lässt sich im Durchschnitt häufig ein höheres Endstadium beobachten, vorausgesetzt, dass sie die Sprache durchgehend intensiv verwenden. Zudem muss man zwischen verschiedenen linguistischen Bereichen unterscheiden. Für sprachliche Laute entwickeln Kinder schon im Alter von einhalb Jahren Kategorien, die mit zunehmendem Alter zu einem stärkeren fremdsprachlichen Akzent führen, und auch der Grammatikerwerb nimmt mit zunehmendem Alter ab, während wir Vokabular bis ins hohe Alter erlernen können. Als Grund für diese Alterseffekte wird die Gehirnentwicklung angegeben, die an Plastizität abnimmt und dafür in der Festigung alltagsrelevanter Kategorien zunimmt. Die einzelnen Lernkurven sind von den jeweiligen Sprachen abhängig. Einiges an Wissen lässt sich von der einen in die andere Sprache übertragen, etwa die übergeordnete konzeptuelle Repräsentation. Jedoch scheinen Sprachen, die aus derselben Sprachfamilie stammen – man untersucht historische Verwandtschaftsbeziehungen oder typologische Ähnlichkeiten – insgesamt schneller erlernt zu werden, wenn sie sich im Wortschatz und in manchen grammatischen Strukturen nahestehen.

Was nützt uns die sprachliche Vielfalt?

Werner Greve: Wenn wir aus der Evolutionstheorie irgendetwas lernen können, dann ist es die Erkenntnis, dass Vielfalt die einzige Versicherung für die Zukunft ist, weil wir nicht wissen, was die Problematik von morgen sein wird. Und der einzige Schutz, den es gibt, ist Heterogenität: je homogener, desto verletzlicher. Das gilt für Pflanzen, Kulturen wie für Sprachen. Irgendeine Art von Engführung ist immer heikel.

Kristin Kersten: Wenn wir den Menschen und seine Entwicklung in den Mittelpunkt stellen, dann ist es unsere Aufgabe, jedem einzelnen Kind die größtmögliche Entfaltungsmöglichkeit zu bieten. Und da gehören alle Sprachen, alles was zu seiner Identität und zu seinem Umfeld gehört, dazu, gehört wahrgenommen, erstgenommen und wertgeschätzt. So erschließen sich uns allen neue Horizonte.

Werner Greve: Andererseits: In manchen Bereichen ist Vielfalt auch ein Hindernis. Bis zum Ausgang des Mittelalters hatten wir eine Wissenschaftssprache in der ganzen Wissenschaftswelt – Latein. Das ist mit der Reformation bunter geworden. Jetzt spricht jeder in seiner Sprache, das macht den Dialog schwieriger. Wenn man mit Kolleginnen und Kollegen anderer Länder diskutieren will, dann spricht man heute oft Englisch; aber dann reden wir beide eine Sprache, die wir nicht gut können. Es gibt Bereiche, da wünscht man sich neben der Vielfalt etwas kanonisches Gemeinsames, einen gemeinsamen Nenner, damit die Vielfalt gelingt. In Europa wäre es schön, wenn wir außer den über 20 verschiedenen eine gemeinsame Sprache hätten.

Wie sieht es mit der Mehrsprachigkeit bei Ihnen aus?

Werner Greve: Ich habe sehr spät mit Mitte 40 begonnen, Englisch als Zweitsprache zu lernen. Es ist lehrreich, Kommunikation gelingt jetzt öfter als nicht. Aber ich könnte noch kein Gedicht auf Englisch schreiben, und ich glaube, ich könnte auch die meisten englischsprachigen Gedichte noch nicht wertschätzen. Ein Lied, das schnell gesungen ist und idiomatische Wendungen enthält, kann ich beim ersten Hören noch nicht verstehen. Ich bin kilometerweit weg von Muttersprachlichkeit.

Kristin Kersten: Ich bin dankbar, dass ich Englisch nach dem Studium im Ausland weiter ausbauen konnte, es hilft mir viel weiter, wenn ich unterwegs bin in der Welt, und natürlich beruflich. Mein Französisch war einmal fließend, ist aber im Sprechen fast non-existent geworden, und meine wenigen Italienischkenntnisse würde ich gerne verbessern.

Sprachen lernen

Die Universität, die Hochschule für angewandte Wissenschaft und Kunst und die Volkshochschule in Hildesheim bieten seit 2003 gemeinsam ein Sprachenforum an: In Kursen lernen Studentinnen und Studenten Sprachen wie Russisch, Chinesisch, Griechisch, Türkisch, Spanisch, Arabisch oder Schwedisch. Wir haben uns umgehört.

Aufgezeichnet von Isa Lange

Sprachenlernen hört mit dem schulischen Lernen nicht auf

„Die Volkshochschule (VHS) und die Universität Hildesheim kooperieren seit den 1990er Jahre im Bereich der Sprachvermittlung. Das International Office und der Studiengang »Internationales Informationsmanagement« waren schon damals seitens der Universität die Ansprechpartner, die für spezielle Kurse in weniger unterrichteten Sprachen die Zusammenarbeit mit der Sprachschule der VHS suchten. Im Bewusstsein der Bedeutung von Sprachkenntnissen und der Schwierigkeit in einer Stadt der Größe Hildesheims auch »Susies« (seltener unterrichtete Sprachen) mit einem Mindestcurriculum von 3 Semestern anbieten zu können, haben die Bildungseinrichtungen im Jahr 2002 beschlossen, ihre Teilnehmergruppen zu bündeln und ein gemeinsames Programm in 20 verschiedenen Sprachen herauszugeben. Erst die Bündelung aller Gruppen macht es möglich auch Sprachen wie etwa Finnisch oder Färsi anzubieten. Jede Institution allein würde am geringen Teilnehmeraufkommen scheitern. Die VHS ist anerkanntes Prüfungszentrum aller international wichtigen Sprachprüfungen.

Das Sprachenforum hebt die Trennung von studentischem und nicht-studentischem Lernen auf. Die Verbindung von Lebenswissen älterer Teilnehmerinnen und Teilnehmer und studentischer Neugier bilden eine fruchtbare Lernsituation. Sprachenlernen hört mit dem schulischen Lernen nicht auf. Die »Outgoings«, die Erasmus-Studierenden, nutzen die Kurse des Sprachenforums zur sprachlichen Vorbereitung ihres Auslandsaufenthaltes.“

Dr. Margitta Rudolph, 60, Erziehungswissenschaftlerin, leitet die VHS Hildesheim.



Ein Sprachkurs ist der perfekte Einstieg für das Auslandssemester

„An der VHS Hildesheim habe ich in meinem Bachelorstudium bereits zwei Sprachkurse, die während des Sommersemesters und des Wintersemesters einmal wöchentlich am Abend stattgefunden haben, absolviert. Den ersten in Dänisch (A1 Level) und den zweiten in Schwedisch (A1 Level). Mein Lieblingssatz ist die Frage, wie es dem anderen geht: Hej, hvordan har du det? (dänisch) Hejsan, hur är det? (schwedisch)

Beide Kurse dienten zur Vorbereitung meiner kurz darauffolgenden Auslandssemester. Mein erstes Auslandssemester habe ich in Kopenhagen an der Professionshøjskolen UCC während der Schwangerschaft verbracht. Im Moment bin ich zusammen mit meinem dreijährigen Sohn in Uppsala und studiere an der Uppsala universitet, etwa 70km von Stockholm entfernt. Die Sprachkurse waren der perfekte Einstieg, damit ich mich etwas vorbereiteter fühlen konnte, bei all dem Ungewissen, das vor mir lag. Da ich bei der schwedischen Sprache von Null angefangen habe und mein Sohn in Schweden die Vorschule besucht, hat es sich bewährt, dass ich mit meinem Kind zusammen Bücher anschau und kurze Kinderfilme höre. Ansonsten ist meine Strategie, die Sprache direkt im Alltag anzuwenden. Wenn man nicht dran bleibt, vergisst man leider viel. Ich denke, man ist generell nie zu alt, eine neue Sprache zu lernen. Mich interessieren im Studium vor allem die Institutionen wie Universitäten, Kindergärten, Vorschulen und Schulen in den anderen Ländern.“

Stine Hansen, 29, studiert Realschullehramt mit den Fächern Kunst und Wirtschaft. Derzeit im Auslandssemester in Schweden.





Ich kann mich mündlich und schriftlich austauschen

„Ich belege zurzeit einmal die Woche für je zwei Stunden meinen vierten Arabischkurs an der VHS. Obwohl es der vierte Kurs ist, sind wir noch im A1 Niveau, weil wir zuerst das arabische

Alphabet gelernt haben und uns jetzt mündlich und schriftlich in den Basics austauschen können. Ich lerne Arabisch, weil ich schon ewig eine Sprache mit einer anderen Schrift lernen wollte. Und weil ich in meinem Beruf täglich mit dieser und vielen anderen Sprachen wie Dari, Kurdisch, Tigrinya und Chinesisch zu tun habe.

Ich unterrichte Deutsch als Zweit- und Fremdsprache. Wenn man dabei nur ein bisschen Arabisch spricht, ist die Verbindung zu den Teilnehmenden viel intensiver. Außerdem kann ich deutlich schneller erkennen, warum Teilnehmende genau diese Fehler machen und ihnen besser helfen und teilweise sogar übersetzen. Es ist unglaublich schwer, eine neue Sprache mit neuer Schrift im Erwachsenenalter zu lernen und ich kann mich besser in die Situation der Lernenden hineinversetzen und sie freuen sich sehr, wenn man ihre Sprachen wertschätzt und benutzt.

Ein Wort, das ich gern benutze, ist **خلاص**. Es wird als »Schluss« im Unterricht eingesetzt. Die Aussprache ist [xalas] (x wie in *Dach*). Ein anderer Lieblingssatz ist **ألحوت ياكل ألتوت** (al huut iakul al tuut), weil sich die Wörter schön reimen und den völlig sinnlosen Satz »Der Wal isst eine Himbeere« ergeben.“

Rebecca Krause, 24, hat ihr Masterstudium im Bereich Deutsch als Zweit- und Fremdsprache mit einer Masterarbeit im Schriftspracherwerb und Alphabetisierung abgeschlossen.

Jeder hat beim Lernen seine eigene Strategie


„In der Schule habe ich Englisch, Französisch und Russisch gelernt. Seit eineinhalb Jahren besuche ich den Sprachkurs Türkisch an der VHS. Den Sprachkurs kann ich im Studium anrechnen lassen. Ich möchte die türkische Sprache gerne perfekt sprechen und mich verständigen können, das ist mein Anspruch. »Hoş geldin!«, also »Herzlich willkommen!«, war einer der ersten Begriffe, die ich im Türkischen gelernt habe. In der türkischen Community wurde ich unglaublich herzlich aufgenommen und akzeptiert.

Jeder hat beim Lernen seine eigene Strategie. Ich schreibe die Wörter auf. Am Anfang habe ich meine Wohnung voller Zettel geklebt, damit ich sehe, was die Vokabeln bedeuten. Das hilft, um in die Sprache reinzukommen. Die Familie meines Freundes kommt aus der Türkei. Wenn ich in der Familie bin, höre ich die Sprache und wie sich Wörter anhören, wenn sie schnell oder im Dialekt ausgesprochen werden.

Das Erlernen der türkischen Sprache bringt nicht nur mich persönlich voran. Ich habe in der Familienhilfe für Migrantinnen und Migranten gearbeitet, ich kann die Sprache im Alltag einsetzen. Es ist sehr wichtig für meinen späteren Beruf, eine weitere Fremdsprache zu beherrschen. Die VHS bietet viele Möglichkeiten, es gibt neben Sprachkursen Stammtische, man kommt in den Austausch, kocht, spricht und spielt gemeinsam. Es ist nie zu spät, eine weitere Sprache zu erlernen.“

Melina Janke, 22, studiert im Masterstudium Sozial- und Organisationspädagogik mit dem Schwerpunkt Diversität an der Universität Hildesheim.





IM THEATER SOLLTE SICH DIE GESAMTE BEVÖLKERUNG TREFFEN

Wer besucht Theater, Museen, Opern und Konzerthäuser – wer bleibt fern? Rund die Hälfte der deutschen Bevölkerung geht niemals in öffentliche kulturelle Einrichtungen. Nur etwa 10 Prozent zählen zum Stammpublikum. Die Besuchszahlen an Theatern sind in 20 Jahren sukzessive gesunken. Wer die Kulturnutzer sind und wie sich die Kulturhäuser verändern, untersucht Prof. Dr. Birgit Mandel.
Von Isa Lange (Interview) und Daniel Kunzfeld (Foto)



Professorin Birgit Mandel untersucht gemeinsam mit den Doktoranden Charlotte Burghardt und Moritz Steinhauer, wie sich öffentliche Theaterhäuser in Deutschland verändern. Die Kulturwissenschaftlerin des Instituts für Kulturpolitik der Universität Hildesheim beschäftigt sich in einem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Projekt im Forschungsverbund mit den Theaterwissenschaftlern der Ludwig-Maximilian-Universität München mit der »Krise des Theaters«.

Das Forschungsteam untersucht, inwiefern eine sich stark pluralisierende Bevölkerung mit veränderten kulturellen Interessen die Institution Stadt- und Staatstheater in Legitimationsdruck bringt und mit welchen Strategien die Theater darauf reagieren. Zum Gespräch treffen wir die Professorin für Kulturvermittlung und Kulturmanagement im Theater.

Frau Professorin Mandel, wir sind hier im Theatersaal im Stadttheater in Hildesheim. Warum machen sich Theaterhäuser Gedanken über Diversität?

Weil sie mehr als früher unter Druck stehen, nicht nur einen bestimmten Ausschnitt der Bevölkerung in ihrem Publikum zu repräsentieren, der ja in der Regel die bildungsbürgerliche Elite einer Stadtgesellschaft abbildet. Sie fühlen sich angesichts einer stärkeren Pluralisierung der Gesellschaft und Veränderung kultureller Interessen unter anderem durch Migration und Digitalisierung unter zunehmender Beobachtung und Legitimationsdruck auch in ihrem Theaterraum die gesamte Bevölkerung einer Stadt vertreten zu haben. Denn immerhin – und das ist ein großes Privileg der deutschen Gesellschaft – haben wir in fast jeder größeren Stadt ein öffentliches, aus Steuermitteln finanziertes Stadt- oder Staatstheater und damit ist der latente Anspruch verbunden, dass dieser Raum für alle Menschen einer Stadt da ist.

Auch Hildesheim stellt sich die Frage – wie alle Städte in Deutschland, deren Stadt- und Staatstheater Sie derzeit unter die Lupe nehmen: Wer geht in unser Theaterhaus und wie schaffen wir es, Interesse zu wecken?

Hildesheim stellt sich dieser Frage in besonderer Weise. Denn Hildesheim ist nicht nur ein Stadttheater, sondern das Theater für Niedersachsen und spielt auch dezentral in den ländlichen Räumen.

...überall, wo es gar keine Theaterhäuser mehr gibt oder Theaterproduktionen eingekauft werden müssen.

Das Theater muss mit Stücken präsent sein, die auch von dortigen Veranstaltern eingekauft und vom Publikum angenommen werden. In den ländlichen Regionen gibt es kein so großes bildungsbürgerli-

ches Klientel wie in den größeren Städten. Das Theater für Niedersachsen muss also auf die Interessenlage sehr unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen eingehen. Das versucht es mit dem Kindertheater, mit Stücken zeitgenössischer Autoren ebenso wie mit den Klassikerstücken, die jeweils im Deutschunterricht des Gymnasiums behandelt werden, und vor allem mit einer eigenen Musicalcompany, die andere Publikumsschichten anspricht als etwa die Opern- oder Schauspielsparte des Hauses. Dabei versucht das Theater, leicht zugängliche Unterhaltung mit sozial relevanten Themen zu verbinden.

Sie untersuchen, wie sich die Stadt- und Staatstheater in Deutschland in ihren Programmen, Strukturen und ihrem Personal verändern. Wie gehen Sie vor?

Wir analysieren, welche Erwartungen an das Theater gestellt werden, wer eigentlich Druck ausübt auf die Theater. Denn die öffentlichen Zuwendungsgeber lassen den Theatern bislang großen Freiraum und geben keine konkreten Vorgaben etwa in Bezug auf das Erreichen bestimmter Zielgruppen. Wir untersuchen den Fachdiskurs im Bereich Kulturpolitik und Kulturmanagement auf der einen und der Theaterfachöffentlichkeit auf der anderen Seite sowie bestehende Besucher- und vor allem Nicht-Besucherstudien für Theater. Und wir analysieren beispielhaft drei Theater, die sehr unterschiedliche Strategien anwenden und in einem unterschiedlichen Umfeld agieren müssen: Das Theater für Niedersachsen in Hildesheim, das Theater Chemnitz und das Maxim Gorki Theater in Berlin. Hier führen wir jeweils Interviews mit der Leitung, dem Marketing, der Vermittlung, dem Ensemble und den nicht-künstlerischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und Besucherbefragungen durch, untersuchen Spielpläne und Kritiken. Parallel starten wir eine repräsentative Bevölkerungsbefragung, um herauszufinden, wie die Menschen in Deutschland über Theater und öffentliche Theaterförderung denken und ob Stadt- und Staatstheater tatsächlich an Legitimation verloren haben. Wir fragen zum Beispiel danach, welche Aufgaben öffentliche Theater vor allem erfüllen sollten – von der Unterhaltung, über die Produktion anspruchsvoller Kunst und kulturelle Bildung bis zum Treffpunkt für die Stadtbevölkerung. Und wir fragen, ob der Staat eher noch mehr oder eher weniger Geld für Theater ausgeben sollte. Abschließend führen wir eine Befragung aller Intendanten und Dramaturgen deutscher Stadt- und Staatstheater durch, um Erkenntnisse über deren Einstellungen zu Publikum, Legitimität und zukünftigen Aufgaben der Theater sowie geplanten strukturellen und programmatischen Veränderungen zu bekommen.

Was sind erste Ergebnisse?

Ergebnisse unserer Sekundäranalyse zeigen, dass die Besuchszahlen an öffentlichen Theatern in den vergangenen 20 Jahren sukzessive gesunken sind und das Interesse an Theater in Teilen der Gesellschaft abzunehmen scheint, vor allem bei jüngeren Menschen. Wir haben untersucht: Wie wird in der Fachöffentlichkeit über Theater debattiert? Unsere Diskursanalyse ergab klar, dass sowohl aus der Perspektive der Theaterschaffenden als auch der Akteure aus Kulturpolitik und Kulturmanagement eine Krise der Stadt- und Staatstheater beschrieben wird. Diese wird jedoch in erster Linie als eine Theaterfinanzierungskrise diskutiert und deutlich weniger als Legitimationskrise in Bezug auf den Wandel der Kulturnachfrage. Das Publikum in seinen Interessen und seiner sozialen Zusammensetzung wird von den Theaterakteuren und auch vom Deutschen Bühnenverein als zentralem Dachverband der öffentlichen Theater in Deutschland, wenig diskutiert. Warum haben eigentlich fast alle Zuschauer im Theater Abitur? Ist das Theater eine Parallelgesellschaft oder ein Relikt aus einer anderen Zeit, das von den aktuellen Interessen und Herausforderungen der Gesellschaft abgekoppelt ist? Das sind Fragen, die im Diskurs bislang kaum gestellt werden.

Reagieren Theaterhäuser im ländlichen Raum anders auf Diversität als die Bühnen in den Metropolen?

Während es in einer Metropole wie Berlin für keines der öffentlichen Theater schwierig ist, ausreichend Publikum zu bekommen, muss ein Theater in einer strukturschwachen Region wie Dessau oder Oberhausen zwangsläufig sein Programm, seine Formate, seine Vermittlungsbemühungen auf ein heterogeneres Klientel abstimmen. So versucht das Theater Oberhausen gerade offensiv, seine Sichtbarkeit und Relevanz für die Bevölkerung der Stadt zu steigern, indem es mit unterschiedlichen Gruppen zusammen Programme entwickelt und sein Haus als Gastgeber für andere kulturelle Initiativen der Stadt zur Verfügung stellt. Die Spielzeit wurde mit einem großen Umzug vom Bahnhof zum Theater gestartet, an dem mehr als 450 Menschen aus der Stadt mit ihren eigenen kulturellen Projekten – von der Volkstanzgruppe bis zum Rapper – aktiv beteiligt waren.

Wie definieren Theaterhäuser ihr Verhältnis zum Publikum?

Die 143 Stadt- und Staatstheater sind auch deswegen so hoch gefördert, damit sie nicht von der Nachfrage abhängig sind, also von den Unterhaltungsansprüchen eines breiten »Massen-Publikums«. Die Einnahmen aus den Eintrittskarten machen durchschnittlich nur 15% des Gesamtbudgets aus. Öffentliche Theaterhäuser sprechen traditionell ein

hochgebildetes Klientel und die Fachöffentlichkeit an. Wie es der Dramaturg Björn Bickert zynisch formuliert: „Letztlich steht das aktuelle öffentliche Theater, von rühmlichen Ausnahmen abgesehen, für die affirmative Selbstvergewisserung eines überschaubaren Milieus; einer Gruppe von speziell gebildeten, wohlhabenden, meistens weißen Menschen, für die der Kokon aus Bühne und Zuschauerraum zum Naherholungsgebiet unverfänglichen Unter-Sich-Seins geworden ist. Eine Parallelgesellschaft mit Ausschlusscharakter.“ Allerdings beobachten wir vor allem bei jüngeren Intendanten eine Veränderung im Verhältnis zum Publikum und das dezidierte Bemühen um stärkere Vielfalt, verbunden mit der selbstkritischen Betrachtung der eigenen Arbeit. Auch der Hildesheimer Intendant Jörg Gade definiert klar, dass „Theater eine Publikumskunst ist und ohne Publikum kein Theater stattfindet“. Somit befinden sich Theater oft in einem Zwiespalt zwischen ihren eigenen künstlerischen Ansprüchen zum Beispiel in Bezug auf innovative Formen und hohe ästhetische Komplexität und den Erwartungen unterschiedlicher Publikumsgruppen etwa nach leichter Zugänglichkeit, nach Inszenierungen, bei denen man lachen kann und Spaß hat, oder nach einer Klassikerinszenierung in stückgetreuer Ästhetik.

Was sind denn veränderte kulturelle Interessen, wohin bewegt sich das mögliche Theaterpublikum oder wohin wandert es ab – zu Youtube, ins Kino, zum Poetry-Slam, zum Musikfestival oder Kirchenchor?

Gerade bei jüngeren Leuten ist das Internet ein zentraler interaktiver Kulturraum mit jederzeit zugänglichen Filmen, Bildern, Musik, Games und der Möglichkeit, sofort Feedback zu geben. Insgesamt hat sich die Rezeptionsweise durch Digitalisierung verändert, wir haben kürzere Aufmerksamkeitsspannen und erwarten mehr Beteiligungsmöglichkeiten. Auch bekommen reale Live-Kultur-Ereignisse und Begegnungen eine neue Bedeutung – als Ausgleich zu den virtuellen Realitäten. Vielleicht ist das auch ein Grund, warum Chöre, Tanzclubs und Bürgerbühnen gerade großen Zuspruch erfahren. Und auch Cross-over-Formate wie Theaterinszenierungen im Museum, Open-Air-Klassikkonzerte mit Picknick und Festivals aller Sparten sind sehr beliebt. Zudem steigt durch Migration und Internationalisierung das Interesse an Kunst und Kultur aus nicht-westlichen Kulturräumen.

Wie gehen die Theaterhäuser mit den Forderungen nach mehr Inklusion und Diversität um?

Ich beobachte an allen Häusern einen starken Anstieg der Aktivitäten im Bereich Vermittlung, vor allem für Kinder und Jugendliche. Allerdings ist dies

bislang eher ein Zusatzangebot als mit strukturellen Veränderungen verbunden. Das Bemühen um neue, andere Zielgruppen wird in die Vermittlungsabteilung ausgelagert, oft wird auch mit freien Vermittlern und Theaterschaffenden gearbeitet. Es berührt aber nicht das Kerngeschäft, die Spielplangestaltung und die hierarchischen Arbeitsstrukturen, die wenig Austausch zwischen unterschiedlichen Abteilungen und Raum für die Entwicklung neuer Themen und Formate lassen.

Sie haben die Besucher im Theater für Niedersachsen zu ihren Interessen und Einstellungen zum Theater befragt. Was sind erste Ergebnisse?

Die Besucher haben einen Altersdurchschnitt von 57 Jahren. Dabei liegt das Alter der Befragten, die über ein Abonnement verfügen, mit durchschnittlich 65 Jahren nochmals höher. Nur das Musicalpublikum ist im Vergleich zu den Besuchern der anderen Sparten deutlich jünger. Die drei meist genannten Motive der Befragten für einen Theaterbesuch sind „an einem Live-Ereignis teilnehmen“; „eine Darbietung auf hohem Niveau erleben“ sowie das soziale Motiv „gemeinsam etwas mit Bekannten, Freunden, Partnern oder der Familie zu unternehmen“. Das Bildungsmotiv ist deutlich geringer ausgeprägt. Beim Hildesheimer Publikum handelt es sich um eine sehr heterogene Gruppe, welche sehr unterschiedliche Erwartungen an Theater stellt.

Welche Erwartungen an Theater stellt das Publikum?

In qualitativen Befragungen gab es häufig Aussagen, die sich auf die Entlastungsfunktion von Kunst beziehen wie „Ich möchte mich vom Alltag entspannen und eintauchen in eine Inszenierung“ oder der Wunsch, „etwas Schönes zu erleben“, ein besonderes Live-Erlebnis zu haben, sehr oft in Verbindung mit sozialen Motiven, also der Besuch als Anlass sich mit anderen zu treffen und dabei zugleich „Neues zu erfahren und sich zu bilden“ durch die thematische Auseinandersetzung mit einer Aufführung.

Sie befassen sich seit vielen Jahren mit den Strukturen des Kulturpublikums und den Nicht-Besuchern. Verändern sich die Kernbesucher in ihrer Sozialstruktur nicht? Was beobachten Sie?

Der Faktor Bildung – und damit verbunden auch das soziale Milieu – ist nach wie vor entscheidend, ob sich jemand für öffentliches Theater interessiert oder nicht. Darüber hinaus gibt es eine tendenziell abnehmendes Interesse nachwachsender Generationen an den Programmen der Stadt- und Staatstheater.

Und wie reagieren die Theater auf diesen Befund?

Von vielen Theatern wird dieser Befund nicht wahrgenommen. Seit einigen Jahren fokussiert man sich dort stattdessen auf das Thema „Menschen mit Migrationshintergrund“ und „Geflüchtete“, die mit unterschiedlichen Aktivitäten spezifisch adressiert werden. Die Gruppe der Menschen mit Migrationshintergrund unterscheidet sich jedoch in ihren kulturellen Interessen nicht substanziell vom Rest der Bevölkerung, außer dass sie sich tendenziell noch stärker für unterhaltungsorientierte Angebote privater Anbieter interessieren ebenso wie für Angebote mit Bezug zu ihren Herkunftsländern und dass die soziale Dimension von Kulturbesuchen noch wichtiger ist. Grundsätzlich geben jedoch auch hier Bildung und soziales Milieu den Ausschlag für kulturelle Interessen.

Welche Rolle spielt die Auseinandersetzung mit Kultur in jungen Jahren?

Interesse und Zugang zu den Künsten wird sehr stark im Alter bis zu 12 Jahren geprägt – wie eine Studie des Zentrums für Kulturforschung zeigte. Vermutlich dürfte vor allem die Vermittlungsarbeit der Theater mit Schulklassen jenseits der Gymnasien zu mehr Diversität im Publikum führen. Jedoch nur dann, wenn diese kontinuierlich betrieben wird und dieser Austausch auch zu Veränderungen in den Programmen der Theater führt, so dass diese tatsächlich spannend, unterhaltsam und relevant für junge Menschen sind. Über die Generierung neuen Publikums hinaus geht es in der Kulturvermittlung aber auch um kulturelle Bildungsprozesse – auch das ist eine Aufgabe für öffentliche Theater und generell eine zentrale Herausforderung für Kulturpolitik in Deutschland. Kulturelle Bildung ist die Voraussetzung, um Kunst und Kultur differenziert wahrnehmen zu können, eigene Werturteile zu bilden, erweiterte Perspektiven auf die Welt zu entwickeln, die eigene Ausdrucksfähigkeit zu erweitern, Lebensqualität zu erhöhen. Problematisch ist derzeit, dass auch der Zugang zu unterschiedlichen Formen formeller und informeller kultureller Bildung sehr stark vom Elternhaus abhängt. Unser Ziel muss es sein, dass Schule und Kultureinrichtungen gemeinsam Projekte für eine chancengerechtere kulturelle Bildung entwickeln.

Sie haben in Ihrer Forschung Kultureinrichtungen in anderen Ländern im Blick. Wie gehen denn Theaterhäuser weltweit mit Vielfalt um?

Es gibt kein anderes Land weltweit, das über eine solch hohe öffentlich geförderte Theaterlandschaft verfügt mit Stadt- und Staatstheatern, die sich durch festes Haus, festes Ensemble, Repertoire, mehrere Sparten und verschiedene Gewerke auszeichnen. Die

Frage der kulturpolitischen Legitimität dieser aus Steuermitteln finanzierten Theater stellt sich also in anderen Ländern nicht in dieser Schärfe. In Staaten wie Großbritannien, den Niederlanden oder Schweden gibt es für öffentlich geförderte Einrichtungen kulturpolitisch verbindliche Auflagen, bislang im Publikum unterrepräsentierte Bevölkerungsgruppen zu erreichen. Aus der internationalen »Audience Development«-Forschung weiß man, dass dies nur gelingt, wenn nicht nur mit Mitteln der Kommunikation und Vermittlung gearbeitet wird, sondern auch mit Veränderungen in den Programmen, Themen, Formaten. Auch braucht es dafür zunächst die aktive Einbindung, die Beteiligung der Gruppen, die man neu erreichen möchte. Auch die Personalpolitik unter Einbezug von Kulturschaffenden, die selbst aus einem anderen sozialen Milieu kommen und/oder eine andere kulturelle Herkunft haben, hat Auswirkungen darauf, ob es Kultureinrichtungen gelingt, sich zu öffnen. Diese Strategien werden bislang in Deutschland beispielhaft vom Maxim Gorki Theater in Berlin als erstem öffentlichen Theater offensiv angewandt. Dort ist auch die Managementebene mit Menschen unterschiedlicher kultureller und sozialer Herkunft besetzt, alle Stücke sind mehrsprachig, das Exil-Ensemble mit Schauspielern aus verschiedenen Ländern entwickelt gemeinsam neue Produktionen, in denen ihre ganz unterschiedlichen Perspektiven und subjektiven Erfahrungen auf aktuelle gesellschaftliche und politische Themen für sehr spannende und übrigens auch vom Publikum stark nachgefragte Produktionen sorgen.

Befinden sich die öffentlichen Stadttheater und Staatstheater in einer Krise?

Sie befinden sich sicherlich in einer Strukturkrise, denn das deutsche Theatersystem basiert auf historisch gewachsenen Strukturen, die sich Ende des 18. Jahrhunderts mit den Hoftheatern, später Bürgertheatern herausgebildet haben und die sehr unflexibel, kostspielig und hierarchisch angelegt sind und aktuellen Ansprüchen nicht mehr entsprechen. Zum Teil befinden sie sich bereits in einer Publikumskrise, gerade in strukturschwachen Gebieten und vermutlich auch in einer grundsätzlicheren Legitimationskrise. Denn obwohl Kulturpolitik in den meisten Bundesländern und Kommunen noch immer nicht pro-aktiv Strukturveränderungen der Theater einfordert, gibt es inzwischen Konsens darüber, dass die öffentlich geförderten Theater die Stadtgesellschaft in ihrer Gesamtheit und Vielfalt repräsentieren sollten. Ob die Stadt- und Staatsthe-

BILDUNG – UND DAMIT VERBUNDEN DAS SOZIALE MILIEU – IST NACH WIE VOR ENTSCHEIDEND, OB SICH JEMAND FÜR THEATER INTERESSIERT ODER NICHT.

ater ihren Rückhalt in der Bevölkerung wirklich verlieren oder schon verloren haben, darauf werden die Ergebnisse unserer repräsentativen deutschlandweiten Bevölkerungsbefragung Hinweise geben. Ob die Theater auch kulturpolitisch in ihrer Existenz bedroht sind, wird sich zeigen. Es ist jedoch zu beobachten, dass viele Theater dem zu entgegen versuchen, indem sie neue Ansätze probieren.

Welche neuen Ansätze erproben die Theater denn?

Neue Ansätze sind zum Beispiel die Bürgerbühnen – die in Deutschland übrigens eingeführt wurden von einer unserer Hildesheimer Absolventinnen, Miriam Tscholl, am Staatstheater Dresden –, wo Bürgerinnen und Bürger eingeladen werden, eigene Produktionen zu entwickeln zu Themen wie etwa »Männer in der Midlife-Krise« oder wie in »Früher war alles anders« über Veränderungen durch den Abbau von Industriestandorten in der DDR nach der Wende. Einen anderen Ansatz verfolgt das Gorki Theater Berlin – auch von einem unserer Absolventen, Jens Hillje, geleitet –, wo auch das Publikum oft in die Inszenierungen zu aktuellen Themen aktiv involviert und befragt wird. Beispiele sind auch die vielen »Treffpunkte« und Salons, die von Theatern veranstaltet werden, um Geflüchtete mit anderen Bevölkerungsgruppen in Kontakt zu bringen. Oder die Outreach-Aktivitäten wie sie das Junge Schauspiel in Düsseldorf mit einem »Theater Mobil« macht, wo Kinder und Jugendliche in einem als sozial schwierig geltenden Stadtteil an Alltagsorten eingeladen werden zu Spielaktionen oder einfach nur zum Zeit-Verbringen.

Welche Bedeutung kann das Theater heute einnehmen?

Tatsächlich könnte das öffentliche Theater eine wachsende Bedeutung bekommen als nicht kommerzieller Freiraum, Treffpunkt und Diskursort. Weil in den Theaterkünsten Menschen nicht nur über Argumente, sondern über gemeinsame Erlebnisse und Emotionen erreicht werden. Diversität kann sinnlich erfahrbar werden, gegenteilige Ansichten und Widersprüche sind im künstlerischen Spiel kein Grund für Streit sondern im Gegenteil bereichernd. Menschen könnten sich begegnen und einander auf andere Weise zuhören, als das in Talkshows möglich ist. Theater kann einen kulturellen Raum schaffen, wo sich Menschen begegnen, die sich normalerweise nicht begegnet wären. Dafür müssen sich jedoch die Formate, die Programme und die Arbeitsstrukturen verändern.

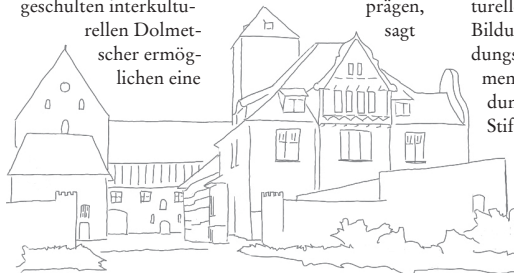
Soziale Dienste

Ein Team um Professorin Inga Truschkat hat an der Universität Hildesheim den bundesweit ersten universitären berufsintegrierenden dualen Masterstudiengang »Soziale Dienste« entwickelt. Die Studentinnen und Studenten sind während des dualen Masterstudiums weiterhin in ihrem Beruf tätig – etwa im Jugendamt, Jobcenter, bei der Agentur für Arbeit oder in der Jugendsozialarbeit. Berufsintegrierend bedeutet, dass die Studierenden berufstätig sein müssen und die Berufspraxis teilweise als Lernort und damit als Creditpoints für den Studiengang angerechnet werden. Die Studierenden können sich auf »Soziale Dienste in der Kinder- und Jugendhilfe« und »Soziale Dienste am Arbeitsmarkt« spezialisieren.

Dolmetschen fürs Amt

In Braunschweig leben Menschen aus über 170 Ländern. 2009 hat die Stadt im Büro für Migrationsfragen eine Servicestelle für Interkulturelles Dolmetschen und Übersetzen eingerichtet, um Verständigung im Arbeitsalltag von Institutionen, kommunalen Dienststellen und in Bildungseinrichtungen zu ermöglichen und Missverständnisse und Konflikte im Bildungs-, Sozial- und Gesundheitsbereich zu vermeiden. Dr. Conchita Otero Moreno von der Uni Hildesheim begleitet diesen Prozess seit dem Start und ist für die Schulung der bisher insgesamt 201 Dolmetscher zuständig.

Als Dolmetscher sind Migrantinnen und Migranten aus unterschiedlichen Ländern tätig. „Die Einsätze der geschulten interkulturellen Dolmetscher ermöglichen eine



Kulturcampus Hildesheim

gelungene Kommunikation zwischen dem Fachpersonal und Migrantinnen und Migranten ohne ausreichende Deutschkenntnisse, die bisher Freunde oder Verwandte zu Gesprächen mitnahmen. Die zum Teil hochqualifizierten Menschen leben seit Jahren in Deutschland, beherrschen die eigene und die deutsche Sprache sehr gut und wollen gerne als Dolmetscher tätig werden“, sagt die Übersetzungswissenschaftlerin.

40 Jahre Kulturwissenschaften

Der kulturwissenschaftliche Fachbereich richtet im Oktober 2019 einen Festakt zum 40jährigen Jubiläum der Hildesheimer Kulturwissenschaften aus. Lehrende wie Studierende werden Aufführungen, Workshops, Diskussionen und Ausstellungen vorstellen. Seit 1979 hat der damals als »Kulturpädagogik« eingeführte Modellstudiengang konsequent auf die Zusammenarbeit der wissenschaftlichen Disziplinen und auf die Spannung von Theorie und Praxis gesetzt.

Interdisziplinarität und Ästhetische Praxis sind die Leitbegriffe, die seit vierzig Jahren die Arbeit unseres Fachbereichs prägen, sagt

Professor Stefan Kränkenhagen. www.uni-hildesheim.de/kulturcampus

20 Jahre Kreatives Schreiben

Hier schreibt die nächste Generation der Autorinnen und Autoren: Die Uni bildet seit 1999 im Studiengang »Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus« aus. „Die Hildesheimer Schreibschule hat fast alle historischen Trends und Entwicklungen seit 1999 in intensiver Weise miterlebt“, sagt Professor Hanns-Josef Orthel. In der neuen Anthologie »Institutsprosa. Zwanzig Jahre Schreibschule Hildesheim« schreiben 35 bekannte Alumni über ihre Studienzzeit.

10 Jahre Center for World Music

Dass die Universität Hildesheim 2009 das Center for World Music gegründet hat, war ein glückliches Zusammenspiel aller Kräfte, sagt Dr. Gesa Schönermark von der Stiftung Niedersachsen. „Es ist gelungen, den Musikern der Welt einen Ort zu geben, der beständig durch die

Studierenden, Musiker und Musikerinnen und Gäste mehr Beachtung erfährt. Durch den Studiengang ist die kulturelle Diversität in viele Bildungs- und Ausbildungsbereiche gekommen.“ Seit der Gründung unterstützt die Stiftung Niedersachsen die Arbeit des Hildesheimer Teams – etwa den Studiengang »musikwelt – Kulturelle Diversität in der

musikalischen Bildung« mit 100 Alumni aus 26 Herkunftsländern. Die Sammlungen des Center for World Music werden seit 2017 im Stammelbachspeicher in Hildesheim untergebracht. Tonträger- und Literaturbestände sowie Nachlässe namhafter Musikethnologen und Instrumente lagern in diesem zentralen Speicherort. Der Sammlungs-zugang sowie Erschließungs- und Forschungsarbeiten werden durch die Unterstützung des Hildesheimer Unternehmers Konrad Krüger erheblich erleichtert.

Explore Science

Das Explore Sciencenter ist eine Chance für die naturwissenschaftlich-technische Nachwuchsbildung in der Region. Unabhängig von Vorkenntnissen und Fähigkeiten tüfeln Kinder und Jugendliche im Schülerforschungslabor in ihrer Freizeit. „Das Explore kann zu einem Raum werden, in dem Kinder Lust haben, zu experimentieren“,

sagt Chemieprofessor Jürgen Menthe.

Informatik an Schulen

Die Debatte um die Fortschritte bei der Digitalisierung betrifft auch die Schulen. Doch Lehrerinnen und Lehrer für das Schulfach Informatik fehlen. Die Uni Hildesheim bildet seit 2016 Informatiklehrerinnen und Informatiklehrer aus. Neben Programmieren und Datenbanken gehören Algorithmen, Datenstrukturen und Medieninformatik zum Studium. Informatik durchdringt alle Lebensbereiche. „Unsere Aufgabe ist es, Kindern eine informatische Grundkompetenz zu vermitteln. Sie können lernen, algorithmische Denkweisen zu verstehen und kritisch damit umzugehen. Nicht jedes Kind muss Programmierer werden, aber alle Heranwachsenden sollten ein Verständnis dafür entwickeln, welche Auswirkungen Technik haben kann“, sagt Dr. Jörg Cassens.

Wissen teilen

Online-Portale, in denen Forschung dargestellt und Wissen vernetzt wird, entwickelt der Wirtschaftsinformatiker Julien Hofer.



Informatiker Julien Hofer

Der Doktorand hat sich auf Forschungslandkarten, Wissensmanagement und Data Mining spezialisiert. „Wir wollen Wissen besser verfügbar machen und Forschungserkenntnisse etwa zum demografischen Wandel in die Breite tragen.“ ISA LANGE

Auf Reisen, in privaten Räumen

Junge Erwachsene weltweit bieten beim »Couchsurfing« ihr Zuhause Fremden zum Übernachten an. Doch die Gastfreundschaft erreicht arme oder bildungsschwache Jugendliche kaum. Dr. Agnetha Bartels erforscht diese Begegnungen von jungen Menschen in privaten, urbanen und virtuellen Räumen.

Von Isa Lange

Trotz aller medialer Vernetzung via Smartphone und Laptop sind Begegnungen unverzichtbar. Wer Teil der »Couchsurfing«-Community ist, kann überall auf der Welt kostenlos bei anderen Leuten zu Hause auf dem Sofa übernachten und Länder und Städte so auf eine persönliche Art und Weise kennenlernen, sagt Agnetha Bartels. Wer Teil des Gastfreundschaftsnetzwerkes ist, kontaktiert online einen Gastgeber und findet so einen Schlafplatz.


Wer in diesen virtuellen und dann auch privaten Räumen aufeinander trifft, wurde bisher kaum erforscht. In ihrer Doktorarbeit hat die Hildesheimer Sozialwissenschaftlerin untersucht, wer, warum und wie junge Erwachsene auf Reisen gehen. »Jugendliche, die sich mehr oder weniger unorganisiert aufmachen, um die Welt zu entdecken, hat die Forschung, im Gegensatz zu Untersuchungen von Programmen wie dem internationalen Freiwilligendienst, bisher noch nicht beachtet.« Beim »Backpacking« oder »Couchsurfing« leben Jugendliche in privaten

Räumen, nicht im Hotel, so sind sie nah dran an dem Alltag und den Geschichten der Menschen. Das kann identitätsstiftend sein, sagt Bartels. Also reiste sie für ihre Forschung durch die Wohnzimmer in Großstädten der Länder Argentinien, Uruguay und Paraguay und begleitete während ihrer dreimonatigen Erhebungsphase 23- bis 31-jährige Couchsurfer.

Ein Ergebnis ihrer Forschung: »Mir sind nur hochgebildete junge Menschen begegnet. Es gibt zwar einen Austausch zwischen Jugendlichen aus verschiedenen Kulturkreisen, aber eigentlich lernen die Jugendlichen kaum andere Lebensweisen kennen, weil sie sich Jugendliche suchen, die dieselben Interessen haben«, so Bartels. Deswegen trägt ihre Doktorarbeit den Namen »Kosmohomogenität« – zwar treffen sich Jugendliche überall auf der Welt (Kosmos), aber sie vermeiden Differenzen, sind sich sehr ähnlich (homogen) und lassen kaum Andersartigkeit zu. Arme oder bildungsschwache Jugendliche nehmen an dem

Netzwerk seltener bis nie teil und können diese identitätsstiftenden Erfahrungen deshalb nicht machen. Und die Jugendlichen, die sie machen, bekommen ein verzerrtes Bild von Gesellschaften – weil sie, anders als bei den Freiwilligendiensten, ihre Erfahrungen, die sie im Ausland machen, nicht reflektieren. Ungleichheiten können so verstärkt werden, sagt Bartels. Die offene Frage bleibt nun: Was muss entwickelt werden damit solche Netzwerke für alle zugänglich sind? Dieses Mobilitätsfeld muss mehr erforscht werden, um herauszufinden, warum nur bestimmte Gruppen das Netzwerk nutzen.

Die 32-Jährige möchte Missstände aufdecken. »Ich habe die Möglichkeit, Sprachrohr für gesellschaftliche Probleme zu werden.« Sie trage eine Verantwortung, Forschungsergebnisse in der Praxis zu verankern. Nach der Doktorarbeit bei den Professoren Wolfgang Schröer und Gunther Graßhoff setzt sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin die Jugendforschung an der Universität Hildesheim fort.



Sören Ohlhus untersucht
die Rolle von Sprache in
fachlichen Lernprozessen.
Im Hintergrund: Porträt
des Sprachtheoretikers
Karl Bühler am
Bühler-Campus in
Hildesheim.

Prof. Dr. Sören Ohlhus hat Germanistik, Philosophie und Informatik studiert, er lehrt und forscht am Institut für deutsche Sprache und Literatur der Universität Hildesheim. Sein derzeitiger Forschungsschwerpunkt liegt beim fachlichen Lernen und der Rolle der Sprache in einem interaktiven Lehr-Lern-Prozess. Die Untersuchung der komplexen, kommunikativen Prozesse im Klassenzimmer kann Grundlage sein, neue Konzepte für den Unterricht zu entwickeln.

Von Jorinde Markert (Interview) und Daniel Kunzfeld (Foto)

Ein Wunder, dass wir uns verstehen können

Was interessiert Sie an der Gesprächsanalyse und Gesprächen generell?

An der Gesprächsforschung interessiert mich zum Beispiel ein Aspekt, der in dem Zitat auf der Rückseite der letzten RELATION auftaucht, nämlich, dass meine Forschung in der freien Wildbahn stattfindet. Im Studium habe ich angefangen, mir Gespräche ganz genau anzuschauen, die ich als Hilfskraft transkribiert habe. Da bekommt man den Eindruck, dass es ein Wunder ist, dass Leute sich überhaupt so gut verstehen können. Vielleicht kennen Sie das: Sie gehen aus einem Interview, das Sie für verständlich und klar gehalten haben, bis Sie sich die Aufnahme anhören und plötzlich nichts mehr verstehen.

Was ist mit der freien Wildbahn gemeint? Zufällige Gespräche, die Sie in der U-Bahn oder Kantine hören?

Das wäre sicher interessant, aber wenn man ein Gespräch genauer untersuchen will, muss man es natürlich aufzeichnen und das dementsprechend offen legen aus Datenschutzgründen. Die Gespräche, die ich untersuche, sind in dem Sinne aus der freien Wildbahn, als dass sie auch stattgefunden hätten, wenn ich sie nicht aufnehmen würde. Im Gegensatz zu einem experimentellen Setting, das man so einrichtet, dass ein Gespräch entlang festgelegter Punkte und Richtungen verläuft. Ich beschäftige mich einerseits mit dem Erwerb von sprachlichen Diskursformen in Gesprächen und andererseits mit dem Zusammenhang von sprach-

lichem und fachlichem Lernen. Ein entsprechendes Setting aus der freien Wildbahn ist zum Beispiel der Schulunterricht.

Können Sie ein Beispiel geben für die Fähigkeiten, deren Erwerb Sie dort untersuchen?

In meiner Dissertation ging es um den Erwerb von erzählerischen Fähigkeiten bei Kindern in der Grundschule, was mit dem sprachlichen Lernen stark verbunden ist. In dem Fall war das Setting tatsächlich eine nicht ganz so freie Wildbahn. Gemeinsam mit Kollegen in einem Forschungsprojekt wollte ich mir die erzählerischen Fähigkeiten in Interaktionen anschauen, deshalb haben sich Erwachsene mit den Kindern unterhalten, Themen angeregt, die Rolle der aktiven Zuhörerinnen und Zuhörer übernommen. Aktiv zuhören heißt: nachfragen, wenn es spannend wird, zum weiter erzählen auffordern oder anmerken, dass man nicht folgen konnte. Damit wird den Kindern nahe gelegt, was gesellschaftliche Anforderungen an eine Erzählung sind und Hinweise gegeben, in welche Richtung dieses Sprachspiel entwickelt werden kann. Das Zusammenspiel zwischen dem, was die Kinder an Ressourcen und Fähigkeiten mitbringen, und dem, was sie mit Unterstützung in der Interaktion an erzählerischen Fähigkeiten erreichen können, habe ich untersucht.

Untersuchen Sie die Entwicklung der Fähigkeiten auch über einen längeren Zeitraum hin?

Ja, wir haben die Entwicklung einer Gruppe von Kindern über einen Zeitraum von der ersten bis zur vierten Klasse untersucht, als Längsschnitt. Mit Längsschnitt ist gemeint, dass man eine Entwicklung derselben Kinder über einen längeren Zeitraum untersucht. Der Querschnitt ist im Gegensatz dazu die Beobachtung mehrerer Kinder in gleichem Alter und Setting zu einem Zeitpunkt. Dabei erfährt man den Status, den Durchschnitt bestimmter Fähigkeit in einem bestimmten Alter. Nun haben wir bei der Gruppe von Grundschulkindern aber natürlich keine Kompletüberwachung veranstaltet, sondern konnten nur zu bestimmten Zeitpunkten untersuchen, was thematisch und vor allem sprachlich passiert ist und was von diesen Beobachtungen wiederum aussagekräftig ist. Es gibt zahlreiche äußere Einflüsse auf die Entwicklung, die wir nicht kennen können. Aber uns ging es um die Verbindung zweier Perspektiven; der mikrogenetischen Perspektive, wie in der Situation die erzählende

und die zuhörende Person gemeinsam erfolgreich Kommunikation durchführen, sowie einer ontogenetischen Perspektive auf eine Entwicklung entsprechender Fähigkeiten über längere Zeiträume hinweg. Dabei ist es wichtig, mit einer sehr großen Offenheit und einem breiten Blick zu forschen.

Wie zeichnen Sie diese Gesprächssituationen auf?

Ich nutze Audio- und Videoaufzeichnung. Videoaufnahmen sind tatsächlich für meine Forschung ganz zentral. Wenn man sich mündliche Erzählungen von Kindern anschaut, sieht man, dass gestisch und mimisch häufig schon viel mehr da ist, als sprachlich ausgedrückt werden kann. Die Erzählung als »Gesamtkunstwerk« ist viel ausgebauter, als nur das mündlich Gesagte. Oft stecken die Gesten schon ab, was sprachlich demnächst erreichbar wird. Und auch das Verhalten beim Zuhören findet natürlich viel im sichtbaren Bereich statt, hinschauen oder wegschauen beispielsweise. Für meinen Ansatz in der Gesprächsforschung ist es zentral, dass es sich um multimediale Ereignisse handelt, in denen Sprache eine wichtige Rolle spielt, aber nicht die einzige. Mit multimedial meine ich also, dass verschiedene Mittel des Erzählens oder der Kommunikation zugleich benutzt werden, wie Gestik, Mimik, Proxemik oder Körperhaltung.

Wozu forschen Sie momentan?

Im Moment beschäftige ich mich vor allem mit fachlichen Lernprozessen und der Rolle von Sprache darin. Dabei geht es im Moment nicht mehr um das Erzählen sondern das Rechnen. Ich untersuche Aufnahmen von Grundschulkindern, die Förderunterricht im Fach Mathematik von studentischen Tutorinnen und Tutoren bekommen. Die Kinder üben mit Hilfe von Rechenrahmen das Kopfrechnen im Zahlenbereich bis hundert. Man möchte natürlich herausfinden, welche Strategien funktionieren, um Verständnis zu schaffen – und welche nicht. Die Beschäftigung mit dieser Konstellation hat mir deutlich gemacht, dass man die Situation systematisch noch stärker in die Analyse einbeziehen muss. Ganz einfach, weil da dieser Rechenrahmen steht, auf den sich bezogen und der gemeinsam angeschaut und manipuliert wird. Ohne diesen Gegenstand, über den interagiert wird, mit einzubeziehen, lässt sich das Gespräch nicht erfassen. Und das lässt sich auch auf Erzählsituationen übertragen. Auch da ist es so, dass man einen Beteiligungsrahmen aufbaut aus den Leuten, die miteinander interagieren und dem,

ICH VERSUCHE DIE ROLLE DER SPRACHE BEIM LERNEN HERAUSZUARBEITEN

worüber sie interagieren, was eben auch Gegenstände sein können. Dieser Beteiligungsrahmen wird von den Beteiligten gemeinsam als Grundlage für die Verständigung permanent modifiziert, hinterfragt und spielt eine wichtige Rolle bei dem, was verstehbar wird. Im fachlichen Lernen ist eine solche Verständigung dann auch der Ansatzpunkt für fachliches Verständnis.

Ist es ein Ziel ihrer Forschung, eine reibungslosere Verständigung und somit Lernen zu ermöglichen?

Das ist sicherlich ein Ziel, wobei ich nicht das Wort reibungslos benutzen würde, denn Reibungen sind oft sehr fruchtbar für den Prozess des Lernens. Es geht mir in erster Linie darum, anhand solcher Videoaufnahmen zu rekonstruieren, wie in bestimmten Situationen welche Ressourcen genutzt werden, in welche Prozesse sie eingebunden sind und welche Rolle Sprache dabei spielt. Das ist der Blick der Rekonstruktion und der Beschreibung. Aber ich mache das auch vor dem Hintergrund der Fragestellung, was man besser machen könnte, um Lernprozesse zu unterstützen. Insofern sehe ich schon einen systematischen Anknüpfungspunkt für didaktische Fragestellungen. Ich arbeite auch mit Mathematikdidaktikerinnen und Mathematikdidaktikern zusammen, die an so ein Setting ganz praktische Fragen stellen.

Wie genau sieht der Arbeitsprozess aus? Sie machen die Audio- und Videoaufnahmen in verschiedenen Settings, transkribieren diese und ziehen daraus Schlussfolgerungen über den Lernprozess?

Das ist so ungefähr das Verfahren. Im Moment liegt mein Schwerpunkt wie gesagt bei den Matheförderungsdaten. Das sind sehr schöne Daten, weil sie nicht für diese Art von Studien gemacht worden sind, also ganz aus der freien Wildbahn stammen. Da es sich um eine Einzelförderung handelt, kann man sehr gut einzelne Aspekte betrachten, anders als bei einem Unterrichtsetting, wo viele Kinder gleichzeitig ganz verschiedene Dinge machen und immer gerade dann nicht im Bild sind, wenn etwas Spannendes passiert. Auf der anderen Seite arbeite ich auch mit Daten von Studierenden im Rahmen ihres Studiums und auch mit Material aus dem Unterricht in Schulen. Das sind Videos, die aufgrund ihrer Komplexität viele Anforderungen mit sich bringen. Diese Daten sichte und bereite ich dann auf. Das heißt einerseits das Gesprochene zu transkribieren, aber auch eine systematische Beschreibung der Körperhaltung und der Gestik zu geben.

Und das für ein ganzes Klassenzimmer. Das muss sehr viel Arbeit sein.

Ja, das ist ein recht aufwändiger Prozess. Über den Daumen gepeilt braucht man schon bei einfachen Gesprächen eine Stunde für die Aufbereitung von einer Minute Material. Bei Unterrichtsdaten mit ganzen Klassen muss man oft gezwungenermaßen selektiv vorgehen, sich auf bestimmte Ausschnitte oder Beteiligte konzentrieren. Die Aufbereitung ist ein zentraler Teil des Forschungsprozesses. Man hat auf die erste Sichtung den Eindruck, recht gut orientiert zu sein im Geschehen. Aber erst mit dem Transkribieren bekommt man eine detailliertere Sicht, und entdeckt neue Phänomene und Fragestellungen. Durch Vergleiche unterschiedlicher Lernmethoden und Interaktionssettings versuche ich, die Rolle der Sprache beim Lernen herauszuarbeiten.

Und wie sieht es mit der schriftlichen Sprache aus?

In Bildungsinstitutionen spielt Schriftlichkeit von Anfang an eine wichtige Rolle. Zum Beispiel jetzt gerade in dieser Gesprächssituation unterhalten wir uns mündlich, aber dort liegt Ihr Zettel mit den vorbereiteten Fragen, der also großen Einfluss auf den Gesprächsverlauf nimmt. Und so ist es auch im Unterricht, wenn man beispielsweise gemeinsam ein Arbeitsblatt bearbeitet oder ein Anschrieb an der Tafel steht. Vor allem in diesem Sinne schaue ich mir in meiner aktuellen Forschung auch Schriftlichkeit an, ihre Einbindung in Prozesse und Interaktionen des Lernens, ihren Einfluss auf das jeweilige Setting.

Untersuchen Sie auch das Erlernen der Schriftlichkeit?

Ja und auch da liegt mein Schwerpunkt beim Erwerbsprozess. Dieses Interesse stammt aus der gleichen Quelle, wie die Arbeit für meine Dissertation, wo wir parallel zu der mündlichen Entwicklung die schriftliche beobachtet haben. Dabei schauen wir uns auch die Unterschiede der Ausdrucksmittel an. Wieso kann man nicht alles, was mündlich schon formulierbar ist, auch schriftlich ausdrücken? Wo findet die Schriftlichkeit wiederum eigene Lösungen, zum Beispiel in der Kommunikation mit einer nicht anwesenden Person? Das ist ein Lernprozess, der über die Schulzeit hinaus geht: Auch an der Universität hat man es immer wieder mit schriftlichen Erwerbsprozessen zu tun, denn studieren bedeutet zu einem nicht geringen Anteil, bestimmte Textformen zu erlernen, wie die Hausarbeit oder die Bachelorarbeit. Das ist nicht unbedingt ein Schwerpunkt meiner Forschung, aber ein praktischer Schwerpunkt meiner Position als Lehrender.

Ihr Untersuchungsgegenstand ist Teil ihrer Arbeit?

Ja, das ist tatsächlich schön. Was ich praktisch mache hat viel mit dem zu tun, was ich untersuche. Das gibt

dem Ganzen eine dichte Atmosphäre. Es sind sehr grundlegende Themen, die man überall wiederfindet. Es finden sich ganz unterschiedliche Anknüpfungsweisen, von Mathematikförderung über Literaturunterricht bis hin zu dem Studium an dieser Uni, die alle interessante Aspekte liefern für die Frage, in welchen Praktiken Sprache wie verwendet und ausgebaut wird und dem Lernen dient.

Untersuchen Sie auch Gesprächsverläufe im Digitalen?

Auch das schaue ich mir an, auch wenn ich dazu bisher noch nichts publiziert habe. Ich habe ein Korpus an Forumseinträgen aufgebaut, die im Rahmen einer Veranstaltung hier an der Universität Hildesheim entstanden sind. Das ist eine interessante Form der Diskussion, weil sie eben nicht zwischen Anwesenden stattfindet. Da ist die Frage: Was ist das Spezifikum dieser Art der Kommunikation, wenn man sie vergleicht mit einer inhaltlich ähnlich gelagerten Form des Austausches face to face? Was sind die Stärken und Schwächen dieser Art der Diskussion über fachliche Inhalte? Das ist für die Untersuchung des Zusammenhangs von Situation, Sprache und fachlichem Lernen ein interessanter Aspekt, der im Zug der Bemühungen um die Digitalisierung im Bildungswesen noch näher untersucht werden muss.

Haben Sie den Eindruck, dass sich die Analysen zu Unterrichts- und Vermittlungsformen auch auf Ihre eigene Art des Lehrens auswirkt?

Manchmal schon. Ich hoffe im Guten! Als jemand, der Unterrichtskommunikation untersucht, bin ich natürlich auch immer mein eigenes Forschungsobjekt. Es ist nicht ganz leicht, gleichzeitig zu lehren und darüber nachzudenken, wie man lehrt. Ich hoffe, dass ich in meinen Veranstaltungen nicht allzu häufig auf die Meta-Ebene abrutsche. Aber natürlich ist es auch schön, dass ich aus meiner eigenen Praxis viel ableiten kann für meine Forschung.

Ich habe mir vorgestellt, dass man als Gesprächsforscherin oder Forscher gar nicht mehr abstellen kann, ständig alle Gesten und Betonungen zu registrieren.

Das stimmt schon. In gewisser Weise wird die Welt interessanter, wenn man sich mit diesen Phänomenen beschäftigt hat. Andererseits verläuft vieles von dem, was ich untersuche, unterhalb der Schwelle der Aufmerksamkeit ab. Wenn ich mich selber unterhalte übersehe ich Dinge, setze anderes als gegeben voraus. Die Perspektive, die ich in der Forschung auf Gespräche habe, wird eigentlich erst dadurch möglich, dass man die Aufzeichnungen von Gesprächen zehn, zwanzig oder dreißig Mal

anschaut. Und da sind wir wieder nah an unserem Ausgangspunkt: Wenn wir in der Gesprächssituation jedes Detail registrieren würden, würden wir uns nicht mehr verständigen können.

Verständigung beruht zum Teil darauf, dass wir Dinge im Gespräch nicht mitbekommen?

Eher, dass wir mit bestimmten Erwartungen in Situationen gehen und unsere Handlungen entsprechend routiniert haben, ohne weiter darüber nachdenken zu müssen. Etwa bei der Bestellung einer Currywurst am Imbissstand, für die man nicht unbedingt einen ganzen Satz braucht. Die unausgesprochene Erwartung ist, dass man sich funktional ausdrückt und schnell auf den Punkt kommt: „Einmal Currywurst.“ Wenn man im Klassenraum spricht oder sich im Seminar zu Wort meldet, gelten womöglich andere sprachliche Erwartungen und Routinen, die den Horizont unserer Kommunikation bilden.

Sind diese Routinen nicht vor allem kulturell geprägt? Zum Beispiel der Satz „Wie geht's dir?“, der in vielen Ländern eher als Begrüßungsformel denn als Frage gilt?

Diese Routinen sind kulturell und sozial geprägt, natürlich. Man bemerkt sie häufig erst, wenn sie plötzlich nicht mehr funktionieren, im Alltag, im Ausland, im Klassenzimmer. Diese sprachlichen Handlungsformen und Erwartungen sind ausdifferenziert nach den sozialen Räumen, in denen man sich befindet, sei es der erste Tag in der Schule oder ein neuer Freundeskreis. Je mobiler man da ist, desto häufiger begegnet es einem wahrscheinlich, dass man in Situationen gerät, in denen man noch nicht abschätzen kann, wie die Formen des Gespräches sich gestalten. Ein mögliches Ziel von Lernprozessen kann sein, dass man situationsangemessen auf entsprechende Routinen zurückgreifen kann.

Ich habe den Eindruck, es gibt dennoch Situationen, in denen noch niemand eine sichere Routine entwickelt hat. Zum Beispiel im Fahrstuhl mit lauter Fremden.

Situationen wie der Fahrstuhl werden immer wieder problematisch, weil sie so merkwürdig angelegt sind: fremde Menschen stehen zu nah beieinander ohne sich zu unterhalten. Darüber gibt es tatsächlich schon Untersuchungen. Da findet man in gewisser Weise dann auch seine Lösungen: Alle schauen in dieselbe Richtung und beobachten extrem interessiert die Stockwerkanzeige, als könnte diese eine Überraschung bieten. Aber es wäre natürlich auch langweilig, wenn unser ganzes Leben nur aus Situationen bestehen würde, für die wir einfach die richtige Routine aus der Tasche ziehen können.

VAPIANO
ZU HAUSE
GENIESSEN.

VAPIANO
Delivery
& TAKE AWAY

EINFACH AUSSUCHEN,
BESTELLEN UND NACH HAUSE
LIEFERN LASSEN*

www.vapiano-hildesheim.de

VAPIANO®
LEINETAL. DIE BMW-ADRESSE

ARNEKENSTRASSE 3
31134 HILDESHEIM

ABHOLZEITEN:

MO - SA 11:30 - 22:00
SO 12:00 - 21:00

BESTELLZEITEN:

MO - SA 17:30 - 22:00
SO 17:30 - 21:00

Wie Waren von A nach B gelangen

Was immer produziert, importiert und exportiert wird, muss bewegt werden. Nach der Automobilwirtschaft und dem Handel ist die Logistik der größte Wirtschaftsbereich in Deutschland. Derzeit befasst sich Professorin Julia Rieck mit der Sammlung von Verkehrsdaten, der Erstellung von Simulationsmodellen, die den Lieferverkehr im Zeitverlauf abbilden, und der Beantwortung von »Was-wäre-wenn«-Fragen, um die Auswirkungen von neuen Technologien und neuen Logistikkonzepten abzuschätzen.

„Logistische Dienstleister transportieren nicht nur von A nach B. Sie arbeiten zum Beispiel intensiv daran, eine Auslieferung ohne Personenbeteiligung mit Drohnen, Robotik oder autonom fahrenden Fahrzeugen durchzuführen“, sagt Julia Rieck.

Um Prozesse optimal zu gestalten und zu steuern, ist IT notwendig. „Von der Modellierung der Geschäftsprozesse über Verfahren des Operations Research bis zur Regelungstechnik oder Simulation bedient sich die Logistik einer Vielzahl IT-gestützter Methoden und Systeme“, so Rieck.

Julia Rieck erforscht in Hildesheim Transport-, Logistik- und Produktionsprozesse. Seit 2018 forscht und lehrt sie als Universitätsprofessorin für Betriebswirtschaftslehre an der Universität

Prof. Dr. Julia Rieck untersucht Transport-, Logistik- und Produktionsprozesse in der Wirtschaft. Sie beschäftigt sich gerade mit dem LKW-Transport und dem nachhaltigen Logistikmanagement. Bei all diesen Prozessen spielt IT stark mit hinein, Unternehmen müssen große Datenmengen verarbeiten und vernetzt agieren, sagt die Betriebswirtschaftlerin.

Von Isa Lange (Text)
und Daniel Kunzfeld (Foto)

Hildesheim. Nach dem Studium der Wirtschaftsmathematik, der Promotion und der Habilitation in Clausthal war sie einige Jahre in der Wirtschaft tätig. Zurück an der Universität arbeitet sie ergebnisorientiert und praxisnah.

In der Forschung und Lehre beschäftigt sich Julia Rieck mit der Produktion, Logistik, Projektplanung sowie der gesamten Lieferkette, dem »Supply Chain Management«. Sie untersucht, wie Produktionsprozesse, Transportabläufe sowie Material- und Informationsflüsse in Wertschöpfungsnetzen – vom Lieferanten der Rohstoffe bis zum Endkunden – geplant, gesteuert und optimiert werden. Wie wandern Waren von A nach B? Wie werden Maschinen belegt? Wie kann ein Unternehmen den Umgang mit Energieressourcen optimieren?

Julia Rieck schätzt die Zusammenarbeit zwischen Wirtschaftswissenschaften, Ingenieurwissenschaften, Mathematik und Wirtschaftsinformatik. „Ich möchte eine theoretisch anspruchsvolle und praxisnahe Ausbildung für die Studentinnen und Studenten im Fachbereich »Mathematik, Naturwissenschaften, Wirtschaft und Informatik« gewährleisten. Die Universität Hildesheim ist hervorragend mit regionalen, überregionalen und internationalen Partnern aus Wirtschaft und Wissenschaft vernetzt und ein idealer Ort für meine Forschung und Lehre.“

Julia Rieck in der
Warenhalle des
Familienunternehmens
Arwed Löseke.



Das Lesen und Kommentieren im digitalen Raum ist bisher kaum international erforscht

Wie wirkt sich der digitale Wandel auf das Lesen und unseren Umgang mit Literatur aus? Das Bundesministerium für Bildung und Forschung fördert das Hildesheimer Forschungsprojekt »Rez@Kultur. Digitalisierung kultureller Rezensionsprozesse« bis 2020 in der Förderrichtlinie »Digitalisierung in der kulturellen Bildung«. Ein Gespräch mit dem Literaturwissenschaftler Dr. Guido Graf und der Wirtschaftsinformatikerin Kristin Kutzner über das Kommentieren im digitalen Raum und die Erhebung und Auswertung von Massendaten. Von Isa Lange (Interview)

Bisher wird kaum erforscht, wie sich kulturelle Bildungsprozesse im digitalen Raum verändern. Sie betreiben in einem Team aus Wirtschaftsinformatik, Computerlinguistik, Literaturwissenschaft und Kulturpolitik Grundlagenforschung und analysieren große Datenbestände und Online-Gespräche über Literatur und Kunst. Was sind erste Ergebnisse aus dem Forschungsprojekt Rez@Kultur?

Kristin Kutzner: „Der neue Roman #Tyll von Daniel Kehlmann entführt in die Wirren des 30-jährigen Krieges, der Leser zieht – geführt von dem Narren Ulenspiegel – an diesem Panoptikum staunend vorbei, sehr gelungen. #danielkehlmann #tyll“ Das ist ein Twitter-Post von Roman Götze. Dass in Rezensionen vielfältige Themen vorkommen, zeigt dieses Beispiel. Metadaten zum Werk, Inhalte, Deutungen und Wertungen können hier beobachtet werden. Um diese angesprochenen Aspekte ordnen zu können, erarbeiteten wir iterativ ein plattformübergreifendes, mehrschichtiges Kategoriensystem.

Guido Graf: Dieses Kategoriensystem ist ein mächtiges Instrument, um Funktionsweisen kritischer kultureller Praxis auf Online-Portalen erfassen und analysieren zu können. Wir können damit Beschreibungen liefern, wie im digitalen Raum über

aktuelle Kunst gesprochen wird oder wie Fantasy- und Horrorromane Gegenstand von Diskussionen werden. Dadurch wird die Forschungsperspektive zu einem vieläugigen Rundumblick, der zugleich auch noch den gesamten digitalen Raum ausmisst.

Wie wirkt sich Digitalisierung auf unsere kulturelle Kommunikation aus? Welchen Einfluss haben zum Beispiel die digitalen Technologien darauf, wie wir über Texte sprechen?

Kristin Kutzner: Das kann man jetzt eigentlich noch nicht abschließend sagen beziehungsweise nur in Hypothesen. Es zeigt sich, dass die Digitalisierung unterschiedlichste Formate zur Diskussion über kulturelle Artefakte ermöglicht. Es kann sehr unterschiedlich kommuniziert werden, das heißt die Vielfalt der literatur- oder kunstbezogenen Anschlusskommunikation, die auch vor dem Internet schon existierte, wird im Netz eher noch breiter und dabei auch sichtbarer.

Guido Graf: Die Vielfalt der kulturellen Kommunikation differenziert sich immer stärker aus. Wie auch im politischen Diskurs verschwinden die Gatekeeper, die vorgeben, was man wie zu verstehen hat. Stattdessen haben wir ein sehr diverses Wahr-

FORSCHUNG ZU DIGITALEM WANDEL

Erfahren Sie mehr über Forschung, Lehre und Transfer am
 »Zentrum für Digitalen Wandel | Center for Digital Change«
www.uni-hildesheim.de/zfdw

Die Relevanz von Rezensionen

Die Relevanz von Rezensionen

Die Relevanz von Rezensionen

Die Relevanz von Rezensionen

Die Relevanz von Rezensionen

Die Relevanz von Rezensionen

Die Relevanz von Rezensionen

Die Relevanz von Rezensionen

Die Relevanz von Rezensionen

Die Relevanz von Rezensionen

Die Relevanz von Rezensionen

Die Relevanz von Rezensionen

Die Relevanz von Rezensionen

Die Relevanz von Rezensionen

Die Relevanz von Rezensionen

Die Relevanz von Rezensionen

Die Relevanz von Rezensionen

Die Relevanz von Rezensionen

Die Relevanz von Rezensionen

Die Relevanz von Rezensionen

Die Relevanz von Rezensionen

Die Relevanz von Rezensionen

Die Relevanz von Rezensionen

Die Relevanz von Rezensionen

Die Relevanz von Rezensionen

Die Relevanz von Rezensionen

Die Relevanz von Rezensionen

Die Relevanz von Rezensionen

Die Relevanz von Rezensionen

Die Relevanz von Rezensionen

Die Relevanz von Rezensionen

Die Relevanz von Rezensionen

nehmungs- und Meinungsspektrum, das sich permanent neue Nischen schafft, die zugleich außerordentlich durchlässig sind. Sprachlich wie auch in der gesamten Kommunikationsmechanik sorgt das ebenso für niedrigrschwellige Zugänge wie auch für eine große Zahl an Spezialisierungen. In der Masse – was aber schnell eine zu grobkörnige Beurteilung sein kann – lassen sich etwa Tendenzen zu einem performativen Umgang mit Büchern und einer ausdrücklich positiven Grundeinstellung zum Lesen beobachten.

Wie geht es nun weiter, was sind offene Forschungsfragen, die beantwortet werden müssen?

Kristin Kutzner: Häufig findet man kurze Rezensionen, in denen wenige Themen angesprochen werden und auch Begründungen fehlen. Man sollte unsere Ergebnisse nutzen, um Designprinzipien für zukünftige Plattformen abzuleiten und die Qualität von Rezensionen zu erhöhen. Designprinzipien könnten beispielsweise dazu beitragen, dass sich Rezensentinnen und Rezensenten tiefergehend mit dem zu bewertenden Werk auseinandersetzen und dabei Bildungsprozesse gefördert werden. Gleichzeitig erhielten Leserinnen und Leser bessere Unterstützung bei der Kaufentscheidung.

Wer profitiert von Ihrer Forschung?

Guido Graf: Wir können Szenarien der Nutzung für Online-Plattformen entwerfen, die wirtschaftliche Potenziale ebenso aufzeigen wie die Entwicklung kultureller Praxis in der Digitalität. Eine wichtige Frage für uns ist die nach der Relevanz der Forschungsergebnisse für die Praxis und die Frage nach konkreten Anwendungsszenarien: Welche Herausforderungen und Potenziale ergeben sich für Akteure der Kulturellen Bildung, wie zum Beispiel Museen oder Verlage, bei der Sicherung und Ausweitung von Teilhabe an Kultureller Bildung? Wir denken nicht nur an Museen und Verlage als Institutionen, sondern genauer an Kulturvermittlerinnen und Kulturvermittler im Feld der Lese- und Schreibförderung, in Bibliotheken oder an Museumspädagoginnen und Museumspädagogen und Journalistinnen und Journalisten in Museen. Hier stellen wir uns ganz konkrete Thesen und Hilfestellungen für die Praxis vor, die einmal das Bewusstsein für digitale Rezensions- und Produktionsprozesse schärfen. Wir möchten Impulse – in Form von Beispielen, nicht umfangreichen Arbeitsheften – geben, wie man die digitalen Möglichkeiten entsprechend der eigenen, sich entwickelnden Ansprüche an die Vermittlungsarbeit nutzen kann.

Im Verbundprojekt »Bildungs-Mythen über die DDR – eine Diktatur und ihr Nachleben« arbeiten die Universität Hildesheim mit Prof. Dr. Meike Sophia Baader und Prof. Dr. Michael Corsten, die Humboldt Universität zu Berlin, die Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung Berlin und die Universität Rostock zusammen. Meike Sophia Baader bringt ihren Fokus auf Familien- und Kindheitsforschung ein, diesmal, indem sie Bilderwelten in Kinderliteratur und Schulbüchern der DDR untersucht. Sie ist Sprecherin des Arbeitskreises »Historische Familienforschung« in der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft.

Von Arpana Aischa Berndt (Text) und Daniel Kunzfeld (Foto)

30 Jahre nach dem Mauerfall – das Gedächtnis der Gesellschaft

In Debatten über Flucht und Migration wird Migration oft nur implizit als Familienprojekt behandelt, zum Beispiel wenn von »Familien-nachzug« die Rede ist. Auch in der Forschung war das bisher so: „Wenn über Migration geforscht wird, wird die Familie häufig mitgedacht, aber es gab kaum vertiefende Forschung“, sagt Professorin Meike Sophia Baader. Die Familie kann in Migrationsprozessen ein wichtiges unterstützendes Netzwerk sein. Aber Migration kann auch zu Trennungen und Brüchen in der Familie führen.

Was passiert mit dem familiären Zusammenhalt, wenn einzelne Familienmitglieder ihr Heimatland nicht verlassen dürfen oder wollen? Bei Familien, die einen Ausreiseantrag aus der DDR gestellt hatten, führte dieses Vorhaben auch zu innerfamiliären Krisen, da zum Beispiel die Kinder ihre Schule und Freunde nicht verlassen wollten. Der Tag der Ausreise von der DDR in die Bundesrepublik Deutschland spielt im familiären Gedächtnis eine besondere Rolle. Im Forschungsprojekt »Bildungs-Mythen über die DDR« untersucht die Professorin das kommunikative und kulturelle Gedächtnis im Zusammenhang mit der Bildungsgeschichte der DDR. Die Erziehungswissenschaftlerin analysiert die in der Kinder- und Jugendliteratur sowie in Schulbüchern der DDR erzählten Mythen über das Bildungssystem der DDR, die sich in unserem kommunikativen Gedächtnis unhinterfragt festgeschrieben haben, zum Beispiel die Annahme, dass es in Bezug auf soziale Herkunft, Geschlecht und Generationenverhältnis gleichberechtigter gewesen sei oder die stärkere naturwissenschaftliche

Orientierung. Erstaunlicherweise haben sich diese Sichtweisen mit wachsendem Abstand zur Wende tendenziell eher verschärft. Die DDR hatte seit Ende der 1950er Jahre ein einheitliches Bildungssystem von der Krippe bis zur Hochschule. Oberstes Ziel der Bildung von Kindern war die Erziehung zum Staatssozialismus, zur sozialistischen Persönlichkeit. Das bedeutete jedoch, dass diejenigen, die nicht systemkonform waren, im Bildungssystem benachteiligt wurden.

Meike Sophia Baader analysiert zusammen mit den Wissenschaftlerinnen Sandra Koch und Friedrike Kroschel Generationen- und Geschlechterverhältnisse, Autoritäten und kindliche Agency in Kinder- und Jugendliteratur sowie in Schulbüchern der DDR. „Unsere Methoden reflektieren auch die Unterschiede zwischen erlebter und erzählter Zeit, also das, was Menschen später über Erlebtes erzählen“, sagt Professorin Baader. „Wir interessieren uns dafür, welches Wissen über das Aufwachsen in der DDR in den Büchern hervorgebracht wird und wie dieses im kommunikativen Gedächtnis tradiert wird.“ Die Geschichte der DDR wirkt auch 30 Jahre nach dem Mauerfall in Biografien fort.

Kinder- und Jugendliteratur ist eine gute Quelle, um etwas über die Herkunft bestimmter Narrative und Mythen zu erfahren. Insgesamt gibt es an der Universität Hildesheim einige Projekte, die sich mit Kinder- und Jugendliteratur befassen, so dass sich daraus über die Fachbereiche hinweg ein interessanter Forschungsschwerpunkt ergeben kann.

Meike Sophia Baader ist
Vizepräsidentin für Forschung
und wissenschaftlichen
Nachwuchs und hat die
Professur für Allgemeine
Erziehungswissenschaft inne.



4230 Absolventen
und Absolventinnen seit

1979

40 Jahre Hildesheimer
Kulturwissenschaften

1300

Studentinnen und Studenten

320 Wissenschaftler
und Wissenschaftlerinnen
erforschen aktuell

Ästhetische
Praxis

DIGITAL CHANGE

Am »Zentrum für Digitalen Wandel / Center for Digital Change« befassen sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit der Grundstruktur, der Komplexität sowie den Chancen und Risiken des Digitalen Wandels aus technischer sowie sozial-, kultur- und geisteswissenschaftlicher Forschungsperspektive.

www.uni-hildesheim.de/zfdw

„Wir befinden uns in einem umfassenden Strukturwandel der Öffentlichkeit, dessen Ausmaße noch nicht absehbar sind. Dabei müssen wir die mitunter gegenläufigen Entwicklungen analysieren: Das Netz kann viele Menschen verbinden, ebenso aber vereinzeln; es kann den Austausch fördern, ebenso aber polarisieren und sogar aufhetzen. Die Verschiebung zwischen öffentlicher und privater Sphäre wird immense Wirkungen in Gesellschaft, Politik und Wirtschaft haben.“

Prof. Dr. Marianne Kneuer
Politikwissenschaftlerin

„Ich möchte, dass Sie bei Ihrem Tun eine Kultur der Ermöglichung bedenken – ob das die Einstellung von wissenschaftlichem Nachwuchs, die Zahl von Erasmusstudienplätzen, die Skizze für ein Forschungsprojekt oder die Ausgestaltung von Prüfungen ist. Ermöglichung für Studierende und Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, sich zu entfalten. Wir ziehen alle an einem Strang. Zusammenhalt durch Zusammenarbeit.“

Universitätspräsident Professor Wolfgang-Uwe Friedrich

NEUE PROFESSUREN AN DER UNIVERSITÄT HILDESHEIM

Hannes Schammann

Universitätsprofessor für Politikwissenschaft mit dem Schwerpunkt Migrationspolitik

Fiona McGovern

Juniorprofessorin für Kuratorische Praxis und Kunstvermittlung

Salim Ismaiel-Wendt

Universitätsprofessor für Musiksoziologie und Popular Music Studies

Sebastian Gehlert

Universitätsprofessor für Sportwissenschaft mit dem Schwerpunkt Biowissenschaften des Sports

Britta Hoffarth

Universitätsprofessorin für Gender und Bildungskulturen

Johannes Metz

Juniorprofessor für Vegetationsökologie und Naturschutz

42

Deutschlandstipendien von privaten Stifterinnen und Stiftern

25

von Unternehmen

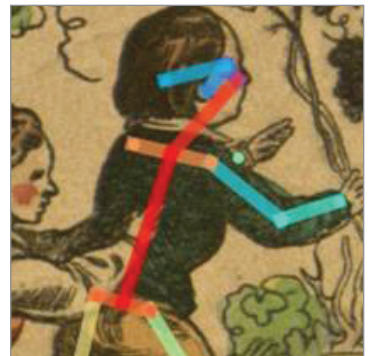
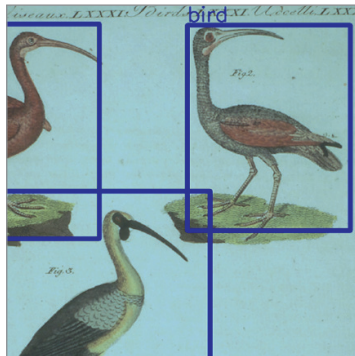
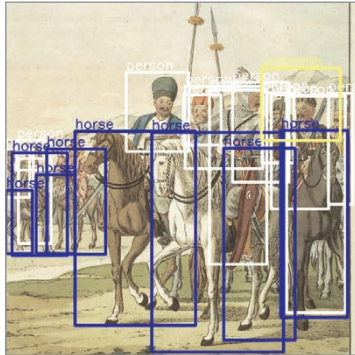
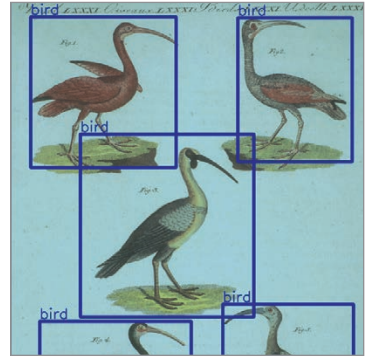
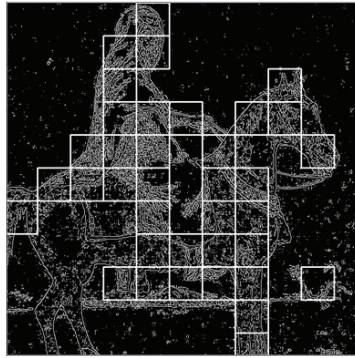
28

von Stiftungen

Quelle: Markus Langer, Freund- und Fundraising

95

Deutschlandstipendien erhalten Studentinnen und Studenten in diesem Jahr. Die Universität Hildesheim dankt allen Stifterinnen und Stiftern.



Bilder aus Kinderbüchern des 19. Jahrhunderts verraten viel über das Wissen von Kindern. Kulturwissenschaftler interessieren sich für die historische Vorstellung von der Welt. Bilder können heute auch maschinell ausgewertet und die Arbeit von Jugendbuchforschern kann somit unterstützt werden. Software erkennt in Bildern Objekte und Menschen, deren Aussehen sie aus anderen Bildern gelernt hat. Der Fortschritt in der Bildanalyse ist rasant. Ein Team der Universitäten Hildesheim und Leipzig entwickelt solche neuen Verfahren der massenhaften

Analyse von Bildern. Durch maschinelles Lernen und Objekterkennung können sie Ähnlichkeiten zwischen Bildern, Familien-, Spiel- oder Lernszenen schnell finden. Professor Thomas Mandl will ein Werkzeug entwickeln, das neueste Verfahren der Bilderkennung für die Korpora der Kinder- und Jugendbuchforschung gut zugänglich macht. Geisteswissenschaftler könnten damit effizienter analysieren. „Visuelles Material wird bisher kaum ausgewertet, obwohl die Bildverarbeitung im letzten Jahrzehnt erhebliche Fortschritte erzielt hat.“

ISA LANGE

Computer durchforsten Sachbücher für Kinder aus dem 19. Jahrhundert und erkennen Personen und Tiere, Bewegungen und Körperhaltungen.



Marie-Luise Hohenadel studiert Kulturwissenschaften und Ästhetische Praxis, arbeitet im Ethikausschuss des StuPa.

Was macht der Ethikausschuss des Studierendenparlaments?

Unser Ziel ist, einen ethischen Standard in der studentischen Selbstverwaltung zu etablieren, um antirassistische, sexismussensible, klassismussensible und weitere Arten von sensibilisierenden Strukturen aufzubauen. Momentan arbeiten wir hauptsächlich daran die Arbeitsstrukturen der studentischen Selbstverwaltung nachhaltig zu optimieren, um die Ziele überhaupt erreichen zu können. Dafür haben wir zusammen mit Wilma Raabe, Leiterin des Ideen- und Beschwerdemanagements, einen Plan für eine zweijährige Supervision des Studierendenparlaments (StuPa) und Allgemeinen Studierendenausschusses (AStA) entworfen. Wir erarbeiten einen Fragenkatalog für Projekte von Studierenden, die das StuPa finanziell unterstützt. Die Fragen sollen dazu anregen, von Diskriminierung betroffene Menschen, ihre Beteiligung und ihren Schutz in der Projektumsetzung mitzudenken.

Wieso ist das wichtig?

Wir sind gewählte Vertreter_innen für die gesamte Studierendenschaft. Ich als *weiße* cis Frau, ohne körperliche Beeinträchtigung kann nur gewisse Perspektiven einnehmen und meine Erfahrungen sind keineswegs deckungsgleich, mit denen aller Studierenden an dieser Universität. Ich bin aber in der Verantwortung auch im Interesse von Personen zu handeln, die zum Beispiel von Rassismus oder Transfeindlichkeit betroffen sind. Hochschulpolitik kann zum Diskriminierungsabbau auch auf struktureller Ebene beitragen.

Was interessiert dich persönlich und in Bezug auf dein Studium daran?

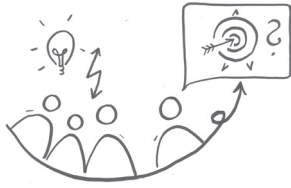
Ich studiere Kulturwissenschaften, für mich ist es wichtig mich und meine Perspektive einzuordnen, mich stetig weiter zu bilden und eigene Denkmuster zu hinterfragen. Aber auch Texte und Inhalte, welche gelehrt werden, zu kontextualisieren. Welche Perspektiven werden gelehrt und welche nicht? Wie kann ich handeln, wenn verschiedene Diskriminierungen in den Kulturwissenschaften, in der Universität, in der Gesellschaft oder von mir reproduziert werden?

Die Fragen stellte Arpana Aischa Berndt.

Alyssa Fenner studiert Philosophie, Künste und Medien in Hildesheim. Hier ist die Wolfsburgerin im Technikraum des Burgtheaters. Philosophie, Medien, Musik, Kulturpolitik oder Literatur – am Kulturcampus Domäne Marienburg kombinieren 1300 Studierende Theorie und ästhetische Praxis.



DIENSTAG IST EIN NORMALER VORLESUNGSTAG. ERST GEHE ICH ZUR VORLESUNG ÜBER DIE GESCHICHTE DER PHILOSOPHIE, ES FOLGEN SEMINARE ZU LOGIK UND HEGEL. EINES IST HEUTE BESONDERS: ICH BIN MENTORIN. HEUTE BEGLEITEN MICH VIER SCHÜLERINNEN UND SCHÜLER, DIE IHR FREIWILLIGES SOZIALES JAHR KULTUR ABSOLVIEREN UND BEI UNS AUF DEM KULTURCAMPUS IN DEN STUDIENALLTAG HINEINSCHNUPPERN. ICH ZEIGE IHNEN DEN CAMPUS.



Bitte zeichnen Sie sich.
Diesmal: Wilma Raabe, Mitarbeiterin
im Qualitätsmanagement

Eine Skizze von Wilma Raabe

„Seit 2018 baue ich ein hochschulweites Ideen- und Beschwerdemanagement auf, das Studierende dabei unterstützt, ihre Anliegen an die Universität heranzutragen. Ich bin als allparteiliche Anlaufstelle allen Seiten gleichermaßen verpflichtet. Ich habe mich deshalb in Relation zu anderen Menschen gezeichnet, gerne begleite ich Institute und Fachschaften, die gemeinsam Lösungen für besser studier- und lehrbare Studiengänge finden wollen. Dabei mische ich mich inhaltlich nicht ein, sondern habe die Ziele, Prozesse und Organisationsstruktur im Blick.“

Aufgezeichnet von Luca Lienemann

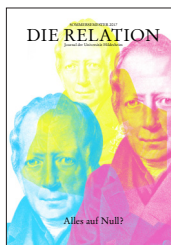
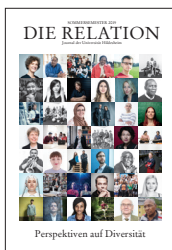
Arts Rights Justice Library

Das Institut für Kulturpolitik der Universität Hildesheim hat die weltweit umfassendste auf Kunstfreiheit und Künstlerschutz spezialisierte Online-Bibliothek eröffnet:
www.arj-library.de

IHRE LESERMEINUNG

Haben Sie Anregungen und Kritik?
Schreiben Sie uns: relation@uni-hildesheim.de

LESEN SIE DAS UNIVERSITÄTSJOURNAL



Wir nähern uns gesellschaftlich relevanten Fragen an. Wir treffen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Diese Menschen faszinieren uns und inspirieren vielleicht auch Sie. Die bisher erschienenen Ausgaben finden Sie online:
www.uni-hildesheim.de/relation

DIE RELATION

DAS JOURNAL DER
UNIVERSITÄT HILDESHEIM



IMPRESSUM

HERAUSGEBER

Stiftung Universität Hildesheim
Der Präsident
Universitätsplatz 1
31141 Hildesheim
Sitz der Redaktion

REDAKTIONSLEITUNG

Isa Lange

REDAKTIONSTEAM

Arpana Aischa Berndt, Daniel Kunzfeld,
Luca Lienemann, Jorinde Markert, Marie Minkov,
Thomas Behr (Fotoassistent Seite 14 und 24)

SATZ UND GESTALTUNG

Daniel Kunzfeld und Isa Lange

FOTOS

Titelbild: Daniel Kunzfeld (32), Isa Lange (8).
Illustration Seite 4: Kerstin Hille
Seite 2, 6, 14, 20, 25, 30, 36, 51, 54,
62, 70, 77, 81, 87: Daniel Kunzfeld.
Illustration, Fotos 44-48, 57, 60, 61, 68, 85: Isa Lange.
Archiv Seite 83: Sammlung Hobrecker,
Universitätsbibliothek TU Braunschweig |
Sammlung Wegehaupt, Staatsbibliothek zu Berlin
– Preußischer Kulturbesitz | Pictura Paedagogica
Online, Bibliothek für Bildungsgeschichtliche
Forschung, Abteilung des DIPF.
Wir bedanken uns bei dem Thega-Filmpalast
und dem Theater für Niedersachsen.

DRUCK UND AUFLAGE

Druckerei Schäfer, Hildesheim, 3000 Stück.
DIE RELATION wird auf dem Recycling-Papier
EnviroTop gedruckt, ohne zusätzliche Bleiche,
ohne optische Aufheller und ohne Strichauftrag.
Ausgezeichnet mit dem FSC-Zertifikat
und Blauen Engel.

DIE RELATION

Die nächste Ausgabe des Universitätsjournals
erscheint im Wintersemester 2019/20.

KONTAKT ZUR REDAKTION

relation@uni-hildesheim.de

DIE RELATION ALS E-PAPER UND PDF

www.uni-hildesheim.de/relation
Print-ISSN 2567-4617 | Online-ISSN 2567-4625
Die Deutsche Nationalbibliothek
verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie: <http://dnb.d-nb.de>.
Elektronische Publikation: CC BY-NC-ND.



Beschaffen Bücher:
Sebastian Peschke, Dirk
Baumgarten, Sarah
Völker, Birgit Heuer,
Monika Mörchen,
Berit Merten und
Eva Swobodzinski.
Nicht im Bild: Silke
Wegener-Bartels.

Wer die Universität am Laufen hält – diesmal das Team Medienbearbeitung

Sie lesen Codes wie ERZ 432:B43, MINT 045:C18-001 und GER 911:B64(2.). Alle Medien haben eine Adresse und sind auffindbar. Das Team der Medienbearbeitung der Universitätsbibliothek beschafft und erfasst Medien jeglicher Art – gedruckte und elektronische Bücher, Filme, Tonträger, MP3, ebooks.

Alles, was die Institute haben möchten – von den Erziehungswissenschaften bis zur Informatik –, versuchen wir bereitzustellen, sagt Monika Mörchen. Die Fachbereiche bestellen Bücher zum Beispiel über ein Warenkorbsystem. Das Bibliotheksteam erwirbt, inventarisiert, katalogisiert und systematisiert dann die Wissensbestände und macht sie zugänglich. Wir bestellen Bücher überall auf der Welt – Indien, China, Amerika, sagt Sebastian Peschke. Die Bibliothek verfügt über mehr als 500.000 Bestände. Die Literatur ist eine der Grundlagen, damit der wissenschaftliche Betrieb laufen kann. Unverzichtbar, sagt Dirk Baumgarten, der seit 38 Jahren in der Bibliothek arbeitet und nun in den Ruhestand geht. Studentinnen und Studenten können derzeit Vorschläge für bis zu zehn Buchbeschaffungen pro Semester machen – sie entscheiden mit, was in den Bestand aufgenommen wird. ISA LANGE

”

Ich halte es für unklug,
Wissenschaft zu sehr anhand ihrer
kurzfristigen Verwendbarkeit und
damit meist mit wirtschaftlichen
Maßstäben zu messen.
Zunächst nutzlos erscheinende
mathematische Erkenntnisse
etwa der Primzahltheorie
erwiesen sich nach langer Zeit
als effektive Bausteine in der
modernen Kryptografie.

“

PROF. DR. JÜRGEN SANDER

Zahlentheoretiker an der Universität Hildesheim.
Was für einen Zweck soll Forschung haben?
Mehr dazu lesen Sie in der nächsten Ausgabe.